



Ruth Pfau


***Wohin
die Liebe
führt***

Afghanisches Abenteuer

Herder

Ruth Pfau

Wohin die Liebe führt



Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Ruth Pfau

*Wohin
die Liebe führt*

Afghanisches Abenteuer

Herausgegeben von Rudolf Walter

Herder

Freiburg · Basel · Wien

Zweite Auflage

Umschlagbild: Jon Gibbs

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© Verlag Herder Freiburg im Breisgau 1990

Herstellung: Freiburger Graphische Betriebe 1991

ISBN 3-451-21599-3

Inhalt

| | |
|---|----|
| <i>Verlockender Traum, schwerer Traum, Afghanistan</i> . . . | 9 |
| Illegal ins Land der Träume – Wer hat die Menschen gefragt? – ... aber unsere Worte verweht der Wind – Die violetten Distelstauden | |
| <i>Tag der Entscheidung</i> | 14 |
| In Burka durch die Nacht – Durch die Steppen von Belutschistan – Sturzflutgefahr – Mohn im Bombent- richter – Hassan ist zurückgekommen – Unterredung mit dem Präsidenten – Willkommen in Afghanistan | |
| <i>Alltag in Afghanistan</i> | 22 |
| Unnötig-unvermeidlich – Typische Geschichten – Mali- ka und Sabira – Schleier des Leids – Sprechstundenfälle – Die Bitte mit Kalaschnikow – Nur den Kopf über Wasser – Ich wollte, ich wäre nie gekommen | |
| <i>Der Widerstand</i> | 32 |
| Böser Geist in Bomben – Menschenjagd im Tiefflug – Panzer im Basar – „Die Russen kommen“ – Recht ist, was die Kugel sagt – Die Kommandeure | |
| <i>Unsere Infrastruktur</i> | 38 |
| Zaffar Ali aus Karachi – Der Schutzengel von Nor – Eine Geschichte von der Front | |
| <i>Krankenhauskonflikt</i> | 42 |
| Schreckensnachricht im Basar – Das Gespräch mit | |

Gerald – "Sie verachten uns" – Enttäuschungen – Wir übernehmen das Krankenhaus – Übersetzer und „Doktoren“

Die Geschichte mit Sakia 54

Gruppenkompromiß am Id – Die Gefangene im Stall – Verfemt – „Toba, Toba, Gott sei mir gnädig!“ – Drama in Karachi – Kein Grund zur Überheblichkeit

Drei Jahre später 63

Die Frage des Kardinals – Taxi nach Afghanistan – Allah ist groß, Ali ist fünfzehn – Waffenstillstand seit sechs Monaten

Wo kleine Leute zusammenhalten, da wird die Welt heil 70

Lösegeld in Zia Buta – Der Tag, an dem wir Guljan fanden – „Und wo soll ich hin?“ – Eine lange Nacht bei den Mudschahedins – Ein winziges Licht – Die Situation war verwandelt – Jagd aus der Gefahrenzone

Wunder und Schrecken 81

Der Medikamentenkonvoi – Kampf um Houssain Alis Leben – Der Tag, an dem ich drei Kinder verlor – Die Prozession mit dem leeren Charpoy – Wunder an unserem Weg – Zeiten der Hoffnung, Zeiten der Verzweiflung – „Wir wollen lernen“ – Das Schulfest

Ein Geschenk vom Himmel 92

Odyssee einer Sinnsuche – Einem Menschen ist seine Aufgabe begegnet – „Mädchenhilfe“ für Lepco – In Anguri wartet die Gnade – Man hört nicht auf, ein Fremder zu sein – Wintertour im Hazarajat – Überfall im Krankenhaus – Entführung in den Bergen – Kein Grund, die Arbeit aufzugeben

Maschinengewehre zu Musikinstrumenten! 114

Bunte Todesminen – Buskaschi – Die Musik des

Heldensohnes – Sie sehen nur den Feind – Ein Bild in der „Times“

Hassan und Kathrin 120

Ein Hazara-Schicksal – Die Französin, die ihr Herz in Afghanistan verlor – Zwischen zwei Kulturen – Sheikh Ali – Die Versuchung der Gewehre

Mubarik 128

Eine Biographie voller Hoffnung – Krisenfester Charme – Entschiedene Sanftheit – Anwars Tochter – Die Folgen der Gabe der Rede

Kurban 136

Kindheitsträume – Die Herausforderung – Verhinderte Heimkehr – „Ich gehe nicht ohne Masuma“ – Wiedersehen mit der Mutter – „Doktor Kurban“ von Lal Ser Jangl – Feroza und Buskaschi-Spiel

Das Vorbild und der Schüler 146

Telegramm von Dr. Vanni – Heiliger Zorn – „Wovon ich immer geträumt habe“

Wieder in Deutschland 151

Frühstücksbilder – Erlesene Armut – Denen eine Stimme verleihen, die keine haben – Information, ein schmerzhafter Prozeß

Unsichtbare Mauern 155

Die Schrecken von Aids – „Krankheit der Schwarzen“ – Wer Augen hat, zu sehen – Die Angst vor dem „Anderen“ – Wer überklettert die Mauer? – Argumente gegen die Gleichgültigkeit – Eine Erosion, die uns alle betrifft

Die leidfreie Gesellschaft 163

Gefährliche Utopie – Abschottung gegen das Leid – Wer

sich nicht weh tun läßt, hört auf zu leben – Banal und „durchsichtig“ – Liebe bis ans Ende – „Du bist keine Herberge am Wege“

Staugespräche 170

Der Seismograph der Sprache – Die Chance der „Zumutung“ – Eine Pakistan-Erfahrung mitten in Deutschland – Wer unterstützt wen? – Entwicklung ist Hebammenkunst – Was habt ihr mit den Hühnern gemacht? – Wasser für Gans – Die Faden-Nadel-Methode

Frustration und Verantwortung 180

Jeden Tag das Naheliegende tun – Auch in der Hilflosigkeit liegt Sinn – Mein Schlüsselerlebnis – Kraftquellen – Nicht müde werden ... – Der eigene Weinberg und der Zustand des Ganzen – Gleichnisse der Wehrlosigkeit, Bilder der Hoffnung

Wie Christen leben 189

Die Wehrlosigkeit unseres Gottes – Wenn Angst einkriecht, ist der Teufel im Spiel – Woher sollten die Aufbrüche denn kommen? – Wer hat wider die Angst das Trotzdem gelebt? – Liebe fordert das Wagnis – Eine Kirche der Armut – Konfliktkultur – Entschiedener leben

Afghanistan – Schnee von gestern! 202

Amina – Was haben wir diesem Land angetan? – Ich weiß es anders – Dringender als alles andere – Wie lange noch?

Die Mauern von Jericho 207

Statt eines Nachworts

Verlockender Traum, schwerer Traum, Afghanistan

Illegal ins Land der Träume

Ob mir Pakistan nicht groß genug sei? Wieso dieses afghanische Abenteuer? Afghanistan war immer mein Traum. Wie auch Azad Kaschmir immer ein solcher Traum gewesen war. Ich wollte nicht sterben, ohne in Azad Kaschmir gearbeitet zu haben. Die Hochebene des Hazarajat war ein anderer Traum. Als ich 1984 endlich in Hazarajat stand, da dachte ich: Jetzt fehlen nur noch Tibet und der Mond in der Liste meiner Kindheitsträume.

Hazarajat. Eine fremde Felsenwüste, violett verdämmernd im Abendlicht. Steppengebiete mit niederem Dornengestrüpp. Gelegentlich, ganz unerwartet, einer dieser kleinen Flüsse. Und dann ein Tal, das von einem so ganz besonderen Grün ist, weil man so lange kein Grün mehr gesehen hat. Und diese unendliche Weite. Die afghanische Hochebene vermittelt den Eindruck, man müsse nur springen und würde dann fliegen. Dieses Land ist eine Startbahn für die Unendlichkeit.

Und wie die Afghanen ihre Pferde reiten, ohne Sattel. Schon die Jungen verschmelzen mit den Tieren. Wenn ich auf einem Pferd sitze, sitze ich auf einem Pferd. Was aber reiten heißt, das weiß man erst, wenn man diese afghanischen Jungen gesehen hat.

Und die Tapferkeit dieser Menschen, die in diesem Land bleiben und überleben unter Bedingungen, die so hart sind. Da ist irgendwo in den Bergen eine winzige Quelle, die mit unendlicher Geduld und Ausdauer und nie versiegendem Erfindungsreichtum umgeleitet wird, um winzige Felder anzulegen. Da wird gesät in der Hoffnung, daß es irgendwann einmal regnen wird. Und in der Zeit der Ernte wird in diesem

Hochland von Zentralafghanistan jede Ähre einzeln gepflückt, so wie wir Blumensträuße pflücken, jeder Grashalm wird geerntet und für das Vieh getrocknet, und was an niedrigem Dornengebüsch übriggeblieben ist, wird sorgsam eingesammelt, damit man im Winter heizen und das Essen kochen kann.

Schon in den sechziger Jahren hatte es eine Anfrage der afghanischen Regierung, damals noch unter dem König, gegeben: Ob wir nicht afghanische Lepra-Assistenten ausbilden wollten? Wir hatten damals noch niemanden, der auf persisch ausbilden konnte. Und ich wußte damals noch nicht einmal genau, wie es in Pakistan weitergehen sollte.

Aber der Traum war geblieben.

1984 war ich zum ersten Mal illegal in Afghanistan, einem vom Alptraum des Krieges zerfleischten Land. Hassan und Mubarik, die beiden afghanischen Lepra-Assistenten in unserem Karachi-Team, sie waren die treibende Kraft, sie wollten zurück in ihr Land, als Mumtaz, vierundzwanzigjähriger Flüchtling aus ihrer Heimat, uns beinahe unter den Händen gestorben war. Ja und dann sind sie zurück, kamen wieder und sagten: „Es ist möglich, man kann arbeiten!“ Natürlich war viel Abenteuer dabei ... Aber nicht nur. Dazu haben wir zuviel Not gesehen. –

Und dann hat die Außenstation, die wir damals aufgemacht haben, überlebt. Hassan und Mubarik haben weitergearbeitet. Dr. Vanni ist dazugestoßen, und dann kam Jon. Und ich habe davon geträumt, geträumt, geträumt, daß ich wieder zurückkomme nach Afghanistan. Und ich bin wiedergekommen.

Wer hat die Menschen gefragt?

Was diese Zeit für mich bedeutet hat?

1984: die Erfahrung Israels während seiner Wüstenwanderung, „Bani Israel“ – Hassan grinste mich überrascht und erleichtert an, wenn wieder einmal etwas wundersamerweise gutgegangen war: ein Hirtenzelt, das uns in der Nacht in der

Einöde aufnahm – den MGs um eine knappe halbe Stunde entkommen – Fahrspuren einer Piste vor uns, als wir schon glaubten, den Weg in der Einöde verloren zu haben. – Daß es in der Regel gut ausgeht: Wir werden es nie vergessen, Mubarik, Hassan und ich, wie wir „unter den Flügeln des Allerhöchsten“ gereist sind, „eine Wolke am Tage und eine Feuersäule in der Nacht“.

Als ich dann 1987 nach Afghanistan fuhr, war mir merkwürdig flau zumute. Kein Geleitschutz der Mudschahe-dins diesmal, kein eigener Wagen (dieses winzige Stück „Besitz“, Illusion einer Miniprivatsphäre – in dem man, wenn nötig, auch schlafen, wohnen Sprechstunde abhalten kann).

Es war Frühling damals, die Schneeschmelze war gerade vorüber, an den Hängen blühten die Frühlingsblumen, weiß, gelb, rosa, blaßblau. –

1989 und im Frühjahr 1990 war ich wieder da.

1984, 1987, aber 1989 und 1990 fast noch stärker, war da die Erfahrung des Leids ... Ein ganzes Volk wurde unterdrückt und litt, ohne daß die Welt sich auflehnte. Ein Volk, für das Unabhängigkeit, *Freiheit*, die höchsten Werte sind. Afghanistan: ein Land, das nie erobert oder kolonialisiert war, und wenn in der Vergangenheit Aggressoren eingedrungen sind, dann haben sie es nicht beherrscht. Ein ganzes Volk wurde in einem Konflikt der Großmächte zerrieben, ohne daß die Menschen je gefragt worden wären, ohne daß sie sich zur Wehr setzen konnten. Wer hat diese Bergbauern gefragt, die Frauen und Kinder, all die kleinen Leute, die diesen Konflikt nie gewollt haben? Welche Öffentlichkeit hat sich um sie gekümmert?

Die russische Invasion war ja damit begründet worden: die sozialistische Regierung habe bei ihren Reformen so viel Widerstand erfahren, daß sie sich nicht im Sattel halten könne. Die Russen wurden ins Land gerufen, um bei der Befreiung des Volkes von reaktionären Kräften zu helfen. Der afghanische Widerstand war von Anfang an überzeugt, einen „Heiligen Krieg“ zu führen gegen die Ungläubigen. Kompromisse waren nicht möglich.

... aber unsere Worte verweht der Wind

Meine Sorge war nicht die Politik des Widerstands. Meine Sorge galt den Menschen. Ein Volk im Widerstand gegen die eigene Regierung hat keine Krankenhäuser, keine Schulen, kein öffentliches Transportwesen, keine Banken, keine Post, keine Gerichtsbarkeit. Hier mußten Menschen sterben, weil die Infrastrukturen zusammengebrochen waren, weil die Menschen dieses ohnehin armen Landes von den eigenen Ressourcen abgeschnitten waren. Kinder, die Durchfall haben, müssen heute nicht mehr sterben. Wer Blutverlust hat, muß doch heute nicht mehr sterben. Wenn wir das Recht für uns in Anspruch nehmen, bis in unser hohes Alter auf einer Intensivstation versorgt zu werden, warum sollen diese Menschen bei akuter und lebensgefährlicher Verletzung nicht ärztlich versorgt werden? Und wenn Krieg als Mittel der Fortsetzung von Politik bei uns geächtet ist, dann darf das doch nicht nur für uns gelten. Zumal hier nicht zwei feindliche Armeen gegeneinander kämpften. Zumal dieser Krieg nie erklärt worden war. Hier kämpfte eine Regierung, unterstützt von einer Weltmacht, gegen die Zivilbevölkerung ...

Was mich bedrängte und nicht schlafen ließ, das war die Sprachlosigkeit der Menschen, denen ich in Afghanistan begegnet bin: „... aber unsere Worte verweht der Wind.“ Und als ich 1987 von Afghanistan direkt nach Deutschland abreiste, sagte mir mein engster Mitarbeiter, Jon: „Sie müssen hinausschreien, was wir hier sehen. Wenn wir nicht schreien, die wir Tag für Tag mit diesem Irrsinn konfrontiert werden, wer wird dann schreien? Schreiben Sie, Sie müssen schreiben! Sie müssen der Welt erzählen, was die Menschen hier leiden, wie sie sterben ...“

Die violetten Distelstauden

Als ich 1989 wieder nach Afghanistan kam, war Hochsommer. Die meisten Bergbäche waren versiegt, die Sonne hatte die

Hänge unbarmherzig ausgedörrt, die Blumen vertrocknet – nur die Disteln hatten überlebt und die Berghänge erobert, stachelig, übermannshoch. Die Ziegenherden wagten sich nicht an sie heran, ihre rauhe stachelige Oberfläche schützte sie ... Es ärgerte mich, daß die Disteln es als einzige geschafft hatten, mit ihrer Lebensphilosophie der abweisenden Aggression.

Und dann geschah das Unerwartete. Erst eine, dann zwei, dann ganze Hänge: Die Disteln trieben Knospen. Die Kelchblätter noch stachelbewehrt. Aber dann öffneten sich die Knospen, und eine Überfülle weicher, violetter, zärtlicher Blütenblätter quollen hervor. Wehrlos, sanft, duftend: am Ende und als Krönung eines stacheligen Distelstammes. Und die wiegenden Blütenköpfchen zogen Schmetterlinge an, gaukelnde Schmetterlinge über feindseligen Distelwäldern. Und ich dachte plötzlich: Wie schön, daß es die Disteln geschafft haben – was ihnen Zukunft und Leben gibt, das sind diese verletzlichen, sanften violetten Blütenköpfchen, ohne deren Mut zur Wehrlosigkeit es schon längst keine Distelstauden mehr gäbe ...

Tag der Entscheidung

In Burka durch die Nacht

Sommer 1984. Der Tag der Entscheidung. Werden wir über die Grenze kommen? Mitten in der Nacht, gegen drei Uhr, Abfahrt von Quetta. Ich stehe mich heimlich in Burka, der Verschleierung der muslimischen Frau, aus dem Kloster der St.-Joseph-Schwestern, die mich die vergangenen Tage beherbergt haben. Ich hatte ihnen gesagt, ich ginge, wie üblich, in den Außendienst. Ich wollte sie nicht in unser illegales Abenteuer verwickeln. (Später sind sie einer unserer zuverlässigsten Stützpunkte in Quetta geworden!)

Ein roter Toyota-Landcruiser, der Rebellenführer Haji am Steuer, ich in goldgelber Burka neben ihm, Hassan auf dem Rücksitz. Der Schlagbaum am Stadtrand öffnet sich wie von selbst, der rote Jeep ist ihnen entweder bekannt, oder jemand hat den Wachen etwas zugesteckt. Die Sicherheitsbestimmungen um Quetta sind streng, ich hatte mich an dieser Barriere immer ausweisen müssen.

Die Nacht ist pechschwarz. Fünf Kilometer vom Stadtrand entfernt halten wir, steigen aus. Die Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, wir können gerade die Umrisse eines vollbepackten Toyota erkennen, der am Straßenrand parkt. Wir wechseln die Fahrzeuge, der rote Jeep mit Haji wendet, verliert sich in der Dunkelheit, kaum daß zwei Sätze auf Persisch gewechselt worden sind. Von den beiden Männern im Toyota-Jeep kenne ich keinen; einer spricht Englisch. Gut, daß Hassan bei mir ist – sonst käme ich mir doch sehr verloren vor. Ob ich aufgeregt war, damals? Ich weiß nicht. Ich entsinne mich nur, daß alles wahnsinnig abenteuerlich war und die Erfüllung eines lang geträumten Traumes.

Durch die Steppen von Belutschistan

Endlose Fahrt durch Belutschistan. Wenn wir einer Militärstreife begegnen (und die Piste ist gut bewacht), gehe ich in Deckung: die zeltförmige Burka verschleiert mich völlig, es gibt nur ein kleines Stoffgitter, durch das man hindurchsehen kann, aber es kann keiner ausmachen, wer unter der Burka steckt. Die Männer im Jeep, obwohl Afghanen, haben pakistanische Ausweise.

Die Pisten sind Radsuren in der öden Unendlichkeit der Steppe; wir sind staubverkrustet, durstig und durchgeschüttelt, kein Gedanke, daß man im Jeep etwas lesen könnte, um sich die Eintönigkeit der Stunden zu vertreiben; erst bete ich meinen Rosenkranz, dann denke in an Hamid.

Hamid, einer der ersten Lepra-Assistenten von Belutschistan, der heute für die Durchführung des Programmes in der ganzen Provinz verantwortlich ist: Provincial Leprosy Field Officer, in der mittleren Beamtenlaufbahn, eine unerwartete Karriere, die dem Projekt unendlich gutgetan hat! Wie oft schon bin ich mit ihm diese Strecke gefahren. Nicht nach Afghanistan, aber auf der Suche nach Lepra-Patienten im Grenzgebiet, in Belutschistan. Weiter durch öde Steppe, auf einer endlosen Piste. Nach zwölf Stunden Fahrt durch Staub und Hitze ist, gegen drei Uhr nachmittags, endlich Badami in Sicht: eine trostlose Ansammlung von Lehmhütten in einem trostlosen Steppengebiet. Grenzstation der Mudschahedins, schon mehr Afghanistan als Pakistan.

Auch die Mudschahedingruppe, die Hassan im Exil ausgemacht hatte, hatte einen Grenzposten in Badami. Der Führer dieser Gruppe war mein erster Kontakt mit dem „Widerstand“ gewesen, damals in Rawalpindi. Ich entsinne mich noch genau. Sie waren in dem roten Toyota vorgefahren, sprachen weder Urdu noch Englisch und sagten, sie hätten die Möglichkeit, Weizen, Decken und Schuhe nach Zentralafghanistan zu bringen, wenn wir ihnen zu dem nötigen Geld verhelfen würden. Hassan übersetzte. Ich versprach, mein Bestes zu tun. Sie hatten auch schon eine europäische

Ärztegruppe über die „graue Grenze“ gebracht. Später hatten wir uns wieder getroffen, in unregelmäßigen Abständen. Und langsam hatte der Plan dieser ersten Expedition Gestalt angenommen.

Sturzflutgefahr

Jetzt stehen wir unter ihrem Begleitschutz, werden willkommen heißen, sie teilen Fladenbrote und Tee mit uns. In meine Burka gewickelt, schlafe ich todmüde auf dem Rücksitz des Jeeps ein.

Um drei Uhr morgens eine überstürzte Abfahrt – weiter nach Afghanistan. Mond- und sternenlose Nacht, es fängt an zu regnen, wir waren gewarnt worden. Wie? Ich ahnte es nicht. (Wie die „Buschtrommel“ funktioniert, das habe ich erst später erfahren.) Regen, das heißt Sturzflutgefahr: Der Sand verwandelt sich in tückischen Morast. Der Fahrer trifft die Entscheidung zum sofortigen Aufbruch, er hat die Verantwortung. Wenn man zu lange wartet und das Wasser dann einsickert, versinkt man im Morast und ist verloren.

Das trockene Flußbett am Grenzübergang ist plötzlich ein reißender Strom, die Sanddünen haben sich in tiefen Schlamm verwandelt. Kein Wunder, daß wir steckenbleiben, die Räder mahlen sich bei jeder Umdrehung tiefer ein. Wir sind fünf im Wagen: zwei junge Widerstandskämpfer, der Fahrer, Hassan und ich. Mitten in der Wüste, in der pechschwarzen Dunkelheit, springen die vier Männer aus dem Wagen, verschwinden in der Nacht. Ich habe keine Ahnung, wohin. Vermutlich suchen sie die Furt. Ich sitze im Wagen, lausche gespannt, mit angehaltenem Atem. Warten, warten – bis mir die Untätigkeit unerträglich wird. Ich öffne die Jeeptüre – vielleicht höre ich etwas. Oder soll ich sie rufen? Ich versuche auszusteigen – und bin schon knöcheltief in den Morast eingesunken. Hastiger Rückzug auf den sicheren Sitz im Jeep – und wieder lausche ich in die Nacht.

Da taucht Hassan auf – Ibrahim – Ashraf – Jan Ali –.

Ibrahim springt auf den Führersitz, wirft den Motor an, die anderen schieben. Als sie wieder im Wagen sitzen, sind sie von Kopf bis Fuß bespritzt. Der Jeep quält sich mühsam durch den Schlamm, aber er schafft es. Nach fünf Minuten sind wir wieder sicher auf felsigem Boden. Steppe mit niedrigem Dorngebüsch. Die Piste, Radspuren nur, vor uns im matten Schein der abgeblendeten Scheinwerfer. Manchmal verlieren sie sich auf felsigem Grund, dann wieder sind sie tief in den Sand eingegraben.

Mohn im Bombentrichter

Zwischen Pakistan und Afghanistan hat es im strengen Sinn eigentlich nie eine Grenze gegeben. Im Norden leben Bergstämme, die auf beiden Seiten der „offiziellen“ Grenze zu Hause sind. Ich war früher schon einmal in Afghanistan, damals aber ohne es zu wissen. Diese Bergstämme verweigern die Antwort, wenn die Frage gestellt wird: „Befinden wir uns noch in Pakistan, oder sind wir schon in Afghanistan?“ Für sie gibt es diese Grenze nicht. 1947, bei der Teilung des Indischen Subkontinentes in Indien und Pakistan, hat man sich offiziell zwar auch über die nördliche Grenze geeinigt; diese Grenze ist aber sehr unorganisch, da der gleiche Gebirgsstamm diesseits und jenseits der Grenze lebt. Bewacht sind nur einige Abschnitte. Beim Khyberpaß etwa mußte man immer eine Grenzstation passieren. Im Stammesgebiet war das immer anders. Die halbnomadischen Afghanen kamen immer zu gewissen Weideplätzen in Pakistan. Sie blieben während des Winters und gingen im Sommer wieder zurück.

Der Regen hat jetzt aufgehört. Beim Morgengrauen dann der erste afghanische Posten.

Dann wieder stundenlange Fahrt durch dürre Steppe – vegetationslose Bergzüge – durch enge Täler und weite Ebenen. Später landwirtschaftlich genütztes Gebiet. Das Leben scheint so normal und friedlich, die Bauern bestellen ihre Felder, Ziegenhirten weiden ihre Herden – für Stunden kann man

völlig vergessen, daß man sich in Kriegsgebiet befindet. Bis wir das erste ausgebombte Dorf durchfahren. Verlassene Felder, von Unkraut überwuchert: eine Straffaktion der Zentralregierung. Verbrannte Erde. In einem Bombentrichter blüht blutroter Mohn. Als ich 1987 durch das gleiche Dorf fuhr, saß ein Kind auf einer Ruine. Zwei Felder waren bestellt! Das Leben ging weiter.

Hassan ist zurückgekommen

Hassan nennt einige Zahlen: Einwohnerzahl von Afghanistan: 17 Millionen. 3-4 Millionen sind nach Pakistan geflohen, etwa halb soviel in den Iran, eine Million Menschen vielleicht hatten es nach dem Westen geschafft, eine Million sind im Kampf umgekommen. Afghanistan braucht jeden seiner Menschen.

Was mich jetzt glücklich (und auch ein bißchen stolz) macht: Hassan, der ehemalige Lepra-Patient und jetzige Lepra-Helfer, der ein sicheres und geregeltes Leben in Karachi hätte führen können, ist zurückgekommen, um seinen Landsleuten zu helfen. Was auf ihn wartet, ist ein erschöpfender Jeep-Alltag, ein Leben der ständigen Knappheit aller Verbrauchsgüter, allein mit seiner Verantwortung in einem so von Stammesfehden geschüttelten, von außen bedrohten Gebiet. Wenn ich nach zehn Wochen wieder zurückgehen werde und wenn er durchhalten wird, dann ist dies heute die Geburtsstunde des Lepra-Bekämpfungsprogramms in Afghanistan.

Drei Jahre war Hassan der Übersetzer in unserem Krankenhaus in Karachi gewesen für alle afghanischen Patienten. Das Elend war für ihn nicht abstrakt, keine Zahl. Drei Jahre hatte er vom Leid der Familien zu Hause gehört, hatte er dem Schrecken ins Gesicht gesehen. Wir hatten zwischenzeitlich fast vergessen, wie furchtbar unbehandelte Lepra sein kann. Viele Komplikationen dieser Krankheit hatten wir in der Ausbildung nur in Dias zeigen können. Und plötzlich lagen

die Stationen wieder voll: verkrüppelte, erblindete, mit Wunden bedeckte Menschen. Und das alles war nur die Spitze eines Eisbergs. Denn was uns erschreckte: Ganz selten war eine Frau darunter. Offensichtlich hatten es die Männer noch geschafft, sich durch das Wüsten- und Steppengebiet durchzuschlagen und über diese unbewachte Grenze zu kommen. Aber wer hätte schon sein Leben für eine aussätzige Frau aufs Spiel gesetzt? Wieder hatte es die schwächsten in der sozialen Hierarchie getroffen. Ihnen war nur zu helfen, wenn man sie aufsuchte.

Mir war klar gewesen: Unsere Chancen für die Bekämpfung der Lepra in Afghanistan standen besser als in Pakistan, weil wir mit einer erfahrenen Kerntruppe anfangen konnten. 1983 hatten sich Hassan und Mubarik in das Gebiet durchgeschlagen, aus dem die meisten unserer Lepra-Patienten kamen, um herauszufinden, ob eine Arbeit dort überhaupt möglich wäre. Ich hatte ihnen versprochen, mitzukommen, wenn sie einen Sinn darin sähen. Und nach ihrer Rückkehr schaltete die Ampel auf Orange. Und noch ein Problem hatte es gegeben.

Unterredung mit dem Präsidenten

Ich bekleide in Pakistan den Rang eines Staatssekretärs. Staatssekretäre sind die Fachleute, die in der Regel Regierungswechsel deswegen überleben, weil sie schwer ersetzbare Experten sind. Auch wenn ich ehrenamtlich arbeite, ist es doch eine offizielle Planstelle. Der Präsident hatte viel für die Lepra-Arbeit getan, es wäre also unfair gewesen, ihm die Afghanistanpläne zu verheimlichen. Würde man mich schnappen, könnte jeder sagen: Da hat dieser General unter dem Deckmantel christlicher Nächstenliebe seine Spionin ins Gebiet der Aufständischen geschickt. Aber wenn der Präsident jetzt nein sagte? Verständlicherweise war ich nervös. Ich hatte die Unterredung ganz diplomatisch begonnen: „Wir bekommen eine ganz neue Lepra-Welle ins Land mit den Flüchtlingen.“ Der Präsident sagte, das wisse er, und fragte: „Haben Sie

ein Konzept?" – „Ja“, sagte ich. „Man muß die Lepra-Welle in Afghanistan abfangen. Jeder Geheilte, der zurückkehrt, schickt uns fünf neue Fälle.“

„Irgendwelche konkreten Pläne?“ wollte er wissen.

„Ja“, sagte ich.

Schweigen.

„Wollen Sie selber gehen?“ fragte er.

„Ja“, sagte ich.

Ich sehe ihn noch, wie er zurückgelehnt in seinem Sessel saß. Und als ich ja sagte, klatschte er in die Hände und sagte „Wonderful!“

Ich wäre ihm beinahe in die Arme geflogen.

Man muß sich das überlegen: der Präsident eines Landes, der für eine Handvoll Lepra-Patienten ein politisches Risiko eingeht! Mit meiner Mission war nichts für den Islam zu gewinnen. Er fragte uns, ob wir noch irgend etwas brauchten. Ich sagte, daß ein geländegängiger Wagen für die Expedition wichtig sei. Gemeinnützige Organisationen können schlecht Ausgaben innerhalb Afghanistans buchen, die den Geruch des Illegalen und Politischen haben. Der Präsident hat uns dann einen Toyota-Landcruiser zur Verfügung gestellt.

Willkommen in Afghanistan

Und so waren wir jetzt in Afghanistan. Nachmittags sechs Uhr. Vor uns die Straße Kandahar-Kabul, bewacht von einem russischen Posten, der, rings eingeschlossen von den Mudschahedins, aus der Luft versorgt wird. Der Posten hat Radareinrichtungen und Raketenwerfer. Wir fahren im vollen Tageslicht auf die Straße zu.

„Es ist unwahrscheinlich, daß sie schießen“, sagt Hassan.

„Warum?“ will ich (begrifflicherweise) wissen.

„Weil sie die Vergeltungsmaßnahmen der Mudschahedins fürchten, wenn sie eines unserer Fahrzeuge abschießen.“

Zehn Minuten später. Der Posten, die Straße liegen hinter uns, wir sind außer Reichweite der Raketen, in einem Gebiet,

das fest in den Händen der Aufständischen ist. Seit 1969 habe ich von diesem Augenblick geträumt.

Spät abends. Es ist stockdunkel. Wir sind seit zwanzig Stunden unterwegs. Der Jeep nimmt eine scharfe Kurve, folgt einem steil ansteigenden Pfad, hält an. Eine Tür öffnet sich, Laternenschein, jemand sagt in fließendem Englisch „Willkommen!“, eine Minute später strecken wir uns auf den buntüberzogenen Schaumgummimatratzen aus, die im Gästezimmer aufgelegt sind. Tee. Wenn ich die Augen schließe, bin ich noch immer im Jeep. Wenn ich sie öffne, beginnt sich das Zimmer zu drehen. Der Fahrer ist in Hochstimmung. „Die schönste Fahrt, die ich hatte, seit der Krieg ausgebrochen ist“, sagt er, „keine Schwierigkeiten, und was haben wir gelacht!“

Gelacht über Hassans Erzählungen, auf Persisch, denen ich nicht folgen konnte.

Ich bin todmüde. Ehe das Essen aufgetragen ist, bin ich schon eingeschlafen.

Alltag in Afghanistan

Unnötig – unvermeidlich

Um fünf Uhr morgens ist das Team schon wieder auf den Beinen. Unser erstes Ziel: das Feldlazarett, das eine ausländische Hilfsorganisation vor vier Jahren eröffnet hat. Auf dem Weg eine kurze Rast in der Volksschule von Sangishanda, der einzigen Schule im ganzen Distrikt, von einer deutschen Spendergruppe finanziert – eindrucksvoll!

Wir fahren eine Stunde durch kahles Felsengebirge, ehe wir das „Krankenhaus“ erreichen, drei Lehmhäuser, vier Zelte, wie ein Adlernest auf einem öden steinigen Berggipfel, anderthalb Stunden zu Fuß von jeder menschlichen Behausung entfernt. Warum dieses unzugängliche Felsenversteck? Aus Sicherheitsgründen, sagen sie, das vorherige Krankenhaus im Basar haben die Russen ausgebombt. Auf der höchsten Stelle des Berges ist eine Flak montiert. Wir gehen einmal kurz durch den Komplex, einfachste Technologie, fachliches Niveau erstaunlich gut, menschlich eine Totalkatastrophe. Mir blutet das Herz. Wie traurig – wie total unnötig – und doch: unvermeidlich. Hier prallen westliches Freiheitsverständnis und östlicher Fundamentalismus unvermutet und unvorbereitet aufeinander – europäische Jugend, die ihren Lebensstil unbekümmert um die schockierten muslimischen Mitarbeiter lebt. Das mußte zu einem Konflikt kommen! – Dieser Abgrund ist zu tief, als daß jetzt noch einer die Brücke schlagen könnte – – –. Wir werden zurückkommen und weitersehen.

Wir sehen die Krankenblätter durch. 23 eingetragene Lepra-Patienten, fast alle unregelmäßig behandelt, die Adressen stimmen offensichtlich nur in wenigen Fällen – aber 23 eingetragene Patienten, die sich freiwillig gemeldet haben, das bedeutet, daß Lepra häufig vorkommt in diesem Gebiet.

Am Nachmittag zurück nach Sangishanda. Wir laden unseren Medikamentenvorrat in der Schule ab, packen für die nächsten Wochen (es ist eine Wahnsinnsarbeit, das Nötigste in dem Toyota-Jeep zu verstauen) und verbringen die zweite Nacht schon in Takus.

Einige Tage später. Den ganzen Tag lang Konsultationen in der Moschee von Houssaini. Wir finden heraus, daß Houssaini nur eineinhalb Stunden Fußweg von Chirbagh entfernt ist, und dort gibt es vier Lepra-Patienten. Ich bin sehr aufgeregt. Aber Stammeszwistigkeiten verhindern wieder, daß wir weitergehen – die örtliche siegreiche Gruppe hat ein „martialisches Gesetz“ verkündet: Keiner darf ins Tal hinein oder heraus, sonst schießen wir ... Nein, ich kann das Team nicht dazu bringen, es trotzdem zu versuchen. Eineinhalb Stunden, und vier Patienten ... „Im nächsten Frühjahr“, sagen sie, „wird sich die Situation normalisiert haben – und die Kämpfe werden woanders sein. Dann gehen wir auch nach Chirbagh.“

Ein Dorfbewohner erzählt eine typische Geschichte: Seine Frau war krank, Leberbeschwerden. Er brachte sie zu eben jenem Notkrankenhaus – drei Stunden Jeepfahrt, dann eine Stunde zu Fuß. Die Ambulanz war überfüllt, er konnte nur zum unausgebildeten paramedizinischen Personal gelangen, nicht bis zum Arzt. Sie kamen mit Paracetamol zurück. Auf dem Rückweg entschieden sie, eine Ärztin in ihrer Privatpraxis im Basar zu konsultieren. Er erhielt ein Rezept, aber weil Fahrgeld und Behandlungsgebühr alles verbraucht haben, konnte er die Medizin nicht kaufen. Zurück zu Hause gelang es ihnen, Geld zu beschaffen, und sie brachten das Rezept zum Shinday-Basar, der von ihrem Dorf zu Fuß zu erreichen ist. Das verschriebene Mittel gab es in der kleinen Apotheke nicht.

Der Ehemann gab auf, und die Patientin blieb unbehandelt – bis wir im Haus unseres Patienten Anwar die Konsultation verabredeten.

Ein anderer, Arbeiter ohne Landbesitz, hat weder das Geld, sein Kind zu dem europäischen Ärzteteam zu bringen, noch den nötigen Urlaub: Es ist Erntezeit, er arbeitet als Tagelöhner auf den Feldern, die einzige Möglichkeit im Jahre zu verdienen. Wir verschaffen ihm Geld und sorgen dafür, daß er eine Hilfe für seine Arbeit findet. Seltsam – die „soziale Gerechtigkeit“, die der Kommunismus verspricht, ist unter den unterdrückten besitzlosen Landarbeitern von Hazarajat noch kein Diskussionsthema ...

Im nächsten Tal ein junges Mädchen. Sie lebte allein im Dorf. Ihre Eltern waren tot, sie hatte keine Geschwister. Sieben Leprafälle waren in ihrer Familie bekannt, keiner hat überlebt. In einer Hütte wohnte sie, mit einem Schaf und einer kleinen Katze. Eine gutaussehende, junge Frau, die mitten im Dorf in totaler Isolation lebte. Sie hatte Landbesitz, aber keiner würde um ihre Hand anhalten. Wir fragten sie, ob sie mitkommen wolle nach Pakistan, dort könne sie heiraten. Nein, das wollte sie nicht. Ich hoffe nur, ehe dieses Mädchen über das heiratsfähige Alter hinaus ist, haben wir das Dorf durch Heilungen so überzeugt, daß diese Isolation aufgehoben wird. Ich habe das Bild noch immer vor meinen Augen: die dunkle Lehmhütte – draußen die Kochstelle unter einem Reisigdach, zwei Steine, noch warm, auf denen sich das Kätzchen dehnt – das Mädchen auf der Schwelle im Türeingang, die Arme um das Schaf gelegt, ihren Kopf in seinem weißen Fell vergraben –
–. Allein.

Malika und Sabira

Da war dann noch Malika, eine Lepra-Patientin, völlig verkrüppelt durch die Krankheit. Malika hatte erheblichen Besitz geerbt, dürre Felder, auf denen eine magere Ernte heranreifte; auch Ziegen waren da und Schafe, Maulesel und

ein Pferd. Wegen ihrer Krankheit hatte sie nicht heiraten können. Eine arme verwaiste Verwandte, als Kind in die Familie gekommen, war abgestellt worden, das kranke Mädchen zu versorgen: Sabira. Inzwischen ist Malika Mitte Dreißig, Sabira achtzehn oder zwanzig, gesund, voller Jugend und Erwartung, hatte nie eine Chance, ein normales Leben zu führen oder zu heiraten. Sie ist an diese Ausgestoßene gebunden durch Dekret der Familie. Sie haben gesehen, wer der Wehrlose war – und über ihr Schicksal entschieden.

Wir versuchen, Malika klarzumachen, welches Unrecht sie an dem Mädchen begehe (und das im Namen der Großfamilie): „Siehst du denn nicht, daß du Sabira um ihre Jugend und um ihr Leben betrügst?“ – „Nein“, sagt Malika.

In ihrem Leben ist so viel Bitterkeit, daß sie es nicht schafft, das junge Mädchen freizugeben. Sie war schon so verstümmelt, daß wir die Krankheit nur noch zum Stillstand bringen konnten, der Rest ist Pflege. „Die Pflege kann auch in Pakistan geschehen“, sagen wir, „das Kind hat die ganze Zeit zu dir gehalten, gib ihr doch das Land und laß sie heiraten!“ Wir konnten die Verhärtung nicht lösen. „Sie hat mich gepflegt, ich habe für ihren Unterhalt gesorgt, sie hat ja auch niemanden.“

Sabira steht im Nebenraum, bei offener Tür, mit großen erwartungsvollen Augen, und folgt dem Gespräch. Sie flüchtet in den Stall, als ich zufällig näher komme, um die Krankenakten zusammenzusuchen.

Später bringt sie uns Tee. Dünnen schwarzen Tee in geblühten Teekannen, offene Teeschalen für die Gäste, einen Tonbecher für Malika.

Mubarik gibt nicht auf. Versucht, Sabira einen Weg in die Freiheit zu öffnen. Einmal sagt Malika ja, aber als wir den Tag der Abreise festlegen wollen, besteht sie wieder auf ihrem Nein ...

Schleier des Leids

In den nächsten Tagen: Patienten – Patienten – Patienten – von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Hassan sagt, die Mudschahedingruppe erwartet von uns, daß wir uns um alle Kranken kümmern. Ich protestiere: „Unmöglich!“ Er sagt: „Wenn wir die Mudschahedins nicht gewinnen, können wir auch unser Lepra-Programm nicht durchführen. „Gut“, resigniere ich, „du weißt das besser – der nächste – –.“

Um drei Uhr nachts Hufgetrappel im Hof. Ich schaue durchs Fenster – Vollmondnacht, zwei Reiter, sie springen vom Sattel, binden die Pferde an – dann klopft es schon an meine Tür. Hassan sagt, sie haben den Jungen mit der Vergiftung gebracht, er ist in einem kritischen Zustand. Ich werfe meine Kleider über, der vorgeschriebene Schleier spart mir die Zeit, die Haare zu kämmen. Stethoskop, Blutdruckapparat. Das Kind ist bewußtlos, keucht mühsam, die Blase bis zum Nabel gefüllt. Wir müssen Katheterisieren – womit? Hassan hat einen sterilen Katheter im Gepäck. Wir saugen ab, spritzen Kortikosteroide – katheterisieren – saugen ab – womit? Der Stethoskopschlauch bietet sich an. Bei Sonnenaufgang schlägt der Bub die Augen auf und verlangt eine Tasse Tee. Unmöglich, das Kind jetzt den Eltern allein zur Pflege zu übergeben – wie lange aber können wir uns im Dorf aufhalten? Es gibt nur eine Lösung: das Kind im Notkrankenhaus stationär aufzunehmen. Vier Fahrstunden über die Piste. Ich halte das schwerkranke Kind auf meinem Schoß. Es ist ein zärtlich verträumter Spätsommertag, pastellene Farben, violetter Schimmer über den Bergen, dessen jenseitige Schönheit einen fast schwermütig stimmt, das durchsichtige Filigran der Bäume am Ufer des Baches, ein Junge in waghalsigem Galopp, barfußig und sattellos auf dem Pferd, die roten Röcke der jungen Mädchen beim Heuen – ich halte den Jeep an. Noch einmal absaugen, spritzen. Wir haben eine Thermosflasche mit heißem Tee, der Junge nippt ein wenig – der Vater hüllt ihn sorglich in das große Wolltuch –

Warum, muß ich plötzlich denken, warum habe ich mich

freiwillig und für immer für die Schattenseite des Lebens entschieden? So daß all die Schönheit um mich herum mich nur durch den Schleier des Leids erreicht? Warum nur?

Sprechstundenfälle

Nachmittags um sechs sind wir zurück. Wissen den Jungen bei dem europäischen Ärzteteam in guten Händen. Bughra (Mubariks Heimatdorf, in dem wir übernachten wollen) ist auf der anderen Seite des Flusses. Die „Brücke“: zwei Baumstämme über dem reißenden Wildwasser. Unmöglich, ich kann die schwankenden Stämme nicht überqueren, das reißende Wasser unter mir macht mich schwindlig. Es ist spät am Abend. Ein alter Bergbauer kommt uns zu Hilfe. Nimmt mich auf den Arm und trägt mich über die „Brücke“. Bei sinkender Dämmerung erreichen wir das Dorf.

Die nächsten Tage in Bughra und Shinday wieder Sprechstunden – zu viele waren es, die wir nicht mehr abfertigen konnten. Am Abend versuchen wir ein wenig System in die Arbeit zu bringen, einmal zu sehen, welche Krankheiten wir eigentlich am häufigsten antreffen. Eine Gruppe Männer vom Dorf bringt eine Petroleumlampe – dann der Kommandeur der Streitkräfte, Harkat, eine zweite. Wir zünden die erste Lampe an, setzen uns auf der Erde rund um den Lichtschein – blub! macht die Lampe und geht aus. Wir zünden die zweite Lampe an, verteilen die Papiere zur Auswertung unter uns – blub! macht die zweite Lampe und geht aus. Wir verbringen den Abend mit dem Anzünden von Petroleumlampen die – blub! – wieder verlöschen. „Das Petroleum ist mit Wasser gepanscht“, sagt der Kommandeur, „man kann keine Flasche reines Petroleum bekommen.“

Wie üblich bezahlen wir die Übernachtung damit, daß wir zuerst die Kranken des Hauses behandeln, dann die Nachbarn, dann kommt das ganze Dorf zusammengelaufen. Ein Junge wurde von einem tollwütigen Hund gebissen. Den Impfstoff gibt es nur in Pakistan. Wir raten dem Vater, sofort

loszufahren. Zwei Stunden später sehen wir ihn immer noch im Dorf. Von den benötigten 10 000 Rupien konnte er 5000 zusammenbringen. Wir helfen ihm mit der restlichen Summe aus ...

Patient Tariq ist seit einem Jahr in Karachi, wir untersuchen die Mitglieder seiner Familie. Sein Bruder wurde letztes Jahr erschossen, während der Nacht, als er im Hof schlief. Noch heute weiß niemand den Grund für dieses Attentat. Zwei Pathanen kletterten über die Mauer, schossen auf den Bruder und dessen Frau, töteten ihn und verletzten sie und verschwanden, ohne irgend etwas mitzunehmen. Eine Blutrache bestand mit keiner anderen Familie.

Der zweite Bruder des Patienten ist seit zwei Jahren im Iran, und nicht auf Urlaub gewesen. Seine Frau ist schwanger. Ich spreche kein Persisch, so muß Mubarik den Kontakt knüpfen. Ein illegales Kind – das bedeutet mit Sicherheit den Tod der Mutter durch Steinigung. Wir schlagen der verzweifelten Frau vor, einen schwerwiegenden Herzfehler zu diagnostizieren, der nur in Karachi operiert werden kann. So können wir das Kind von jemandem adoptieren und sie als „geheilt“ zurückkehren lassen. Hassan zögert. Wenn das jemals bekannt wird? Sicher, zurückkommen ins Dorf können wir dann nicht mehr, andererseits, das Leben von Frau und Kind zu retten ... Wir entscheiden, sie auf dem Rückweg nach Pakistan mitzunehmen.

Reihenuntersuchung in einem Dorf im Tal. Wir checken alle Kontaktpersonen. Kein weiterer Fall. Der Tag wird damit verbracht, Allgemeinpatienten zu helfen.

Die Bitte mit Kalaschnikow

Während wir zum Basar zurückkehren, werden wir von einer Delegation gebeten, die Kranken in ihrem Dorf zu untersuchen. Mit ihren Maschinengewehren fuchtelten sie vor unseren Wagen: „Wir haben Kranke im Dorf. Und ihr müßt kommen.“ – „Wir können nicht“, sagen wir bedauernd. „Wir können einfach nicht, wir haben unsere Route festgelegt, wir behan-

deln nur Lepra-Kranke.“ Der Kommandeur zuckt die Achseln. Und sagt wie beiläufig: „Und wenn wir mit unseren Gewehren an der Kreuzung stehen, dann werdet ihr nicht mehr sagen, es geht nicht.“

„Stell den Motor ab“, sagt Hassan. „Und laß mich aussteigen.“ Der junge Kommandeur dreht sich um: bewaffnet mit einer Kalaschnikow, bärtig, den Patronengürtel umgeschnallt; sein Turban läßt ihn einen guten Kopf größer erscheinen als Hassan.

Hassan, im offenen Buschhemd, mit seinem breiten wohlwollenden Lächeln, geht auf den bärtigen Mann zu, streckt ihm die Hand zum Gruß entgegen.

„Du kannst schießen“, sagt er, „ich bin nicht bewaffnet.“

Der Kommandeur läßt seine Kalaschnikow sinken. Lehnt sie an einen der dünnen dornigen Büsche, die hier und da die Jeep-Piste säumen.

„Findest du richtig, was du gesagt hast?“ fragt Hassan.

„Wieso?“ sagt der Mann mit dem Maschinengewehr.

„So in die Gegend zu drohen, ehe ihr gefragt habt, mit wem ihr es zu tun habt?“

„...?“

„Wir sind seit vier Uhr morgens unterwegs“, sagt Hassan. „Wir haben von Dorf zu Dorf Kranke behandelt. Keiner hat uns gezwungen, hierher zu kommen, wir tun das, um unseren Brüdern und Schwestern zu helfen.“

„Es tut mir leid“, sagt der Mann mit dem Maschinengewehr. „Aber wir haben Kranke im Dorf. Ich bin verantwortlich für mein Stammesgebiet, die Leute erwarten, daß ich den Arzt ins Dorf bringe, sie haben davon gehört, daß ihr hier seid. Was soll ich tun?“

Es gibt eine winzige heiße Quelle an dem Ort, an dem wir halten. Ich sitze an dem Rinnsal und bewundere die Arabesken, die der Schwefelgehalt des Wassers über die Steine gezaubert hat.

Hassan und der bärtige Mann kommen an die Stelle, an der ich auf einem Stein kaure. Er hat sein Maschinengewehr am Dornestrüpp zurückgelassen. „Verzeihen Sie“, sagt er.

„Ich verstehe Ihre Not“, sage ich.

„Wir haben uns abgesprochen“, sagt Hassan. „Mohammed Ali wird die Schwerkranken zur Kreuzung bei Soika bringen, dort halten wir Sprechstunde ab, damit sparen wir einen Tagesmarsch in das Tal, und einen Tag zurück, und dann können wir unsere Fahrtroute noch immer einhalten, vielleicht ein bißchen verspätet.“

„In Ordnung“, sage ich.

Hassan und Mohammed Ali schütteln sich die Hände. Als wir abfahren, hebt die Gruppe noch einmal die Hände zum Gruß.

„Es tut mir leid, daß es so lange gedauert hat“, sagt Hassan. „Aber wenn wir einmal nachgeben, setzt uns jeder mit seinen Waffen unter Druck. Ich habe ihm gesagt, er muß sich bei Ihnen entschuldigen, sonst gibt es keine Verhandlungsgrundlage, und wenn er uns erschießt, kann er das ruhig tun, aber damit wäre die Hoffnung auf einen Arzt endgültig vorbei.“

Nur den Kopf über Wasser

Am Abend des gleichen Tages schickt das Dorf aus dem oberen Tal eine Delegation: Wir möchten unbedingt auch zu ihnen kommen. Hassan ist übergelukkig. Diese Gegend ist von iranorientierten Mudschahedins beherrscht, die für ihren Ausländerhaß gefürchtet sind. Wenn sogar die uns unterstützen! Auf meinen resignierten Blick hin fügt er hinzu: „Lepra-Bekämpfung, das machen wir später allein. Aber dem Projekt erst einmal Freunde gewinnen, das können nur Sie.“ Seufzend ergebe ich mich in mein Schicksal.

Warum ich diese Allgemeinsprechstunden nicht mag, diesen Massenansturm der Patienten? Da war heute die Großmutter, die über Würmer klagte, alle Arten von Würmern habe sie, Spul- und Band- und Fadenwürmer, und daneben noch drei andere Krankheiten. „Das ist doch gar nicht möglich“, hatten wir gesagt. Und sie: „Aber ich habe zwölf Enkelkinder, und da kommen alle Sorten von Würmern vor.“

Sie simulierte alle Krankheiten, die es in ihrer Großfamilie gab, um die Medikamente zu bekommen, die eine Familie brauchte. Die Beschränkung auf Lepra hilft wenigstens ein Problem an der Wurzel zu fassen. Bei diesen Allgemeinsprechstunden versuche ich nur, meinen Kopf über Wasser zu halten. Einigen zu helfen, den anderen wenigstens nicht zu schaden. Trotzdem ...

Ich wollte, ich wäre nie gekommen

Am Tag darauf sind wir in diesem Dorf. Spät abends. Ehe alle Patienten in der langen Reihe der Wartenden untersucht sind, brechen wir einfach ab. Wir müssen vor Einbruch der Dunkelheit in Bughra zurück sein. Wie können wir so einfach weglaufen unter dem Protest der Mütter mit ihren kranken Kindern, die selber von weit her gekommen sind? Es macht mich krank. Ich wollte, ich wäre nie nach Afghanistan gekommen. Hassan aber ist in Siegesstimmung. „Es gibt keine Widerstandsgruppe, die uns nicht hofiert“, sagt er selig und kann nicht verstehen, daß ich verletzt schweige und den ganzen Rückweg so einsilbig bin.

Zwei Tage später übernachten wir wieder beim Ärzteteam im Notkrankenhaus. Die Spannung zwischen den Mudschahe-dins und den Ausländern hat sich so verschärft, daß es in den vergangenen Tagen zu einem tätlichen Angriff auf einen der Ärzte gekommen ist. Daraufhin wurde eine Gruppe nach Quetta geschickt, um bei dem Führer der Widerstandsgruppe zu protestieren und nach einer Lösung zu suchen. Fünf vom ärztlichen Team sind zurückgeblieben. Die Stimmung scheint etwas entspannter. Wir werden sehen ...

Der Widerstand

Böser Geist in Bomben

Auf der langen Fahrt von Dasht nach Darmada hatten wir einen jener Jeeps überholt, die hier die fehlenden öffentlichen Verkehrsmittel ersetzen, vollgestopft mit 27 Passagieren und ihrem Gepäck; wenn der Wagen bergauf fährt, springt alles ab, schiebt, wo es der Jeep nicht mehr schafft, und springt wieder auf, wenn die Piste bergab geht.

Drei Mudschahedins nehmen die Gelegenheit wahr, verlassen das überladene altersschwache Vehikel und entscheiden sich, ohne zu fragen, mit uns weiterzureisen. (Wir hatten schon den Gepäckträger abgeschraubt, sonst ist er proppenvoll mit Mudschahedins, die mitfahren wollen. Es gibt keine Linienbusse und keine öffentlichen Verkehrsmittel – nur diese altersschwachen überladenen Privatjeeps.)

Wir stellen uns vor. „Wir suchen nach Lepra-Patienten.“
„Und wir bewachen den Paß.“

In dieser Wildnis, in diesem gottverlassenen Wüstenstreifen, drei Tagereisen hinter dem Mond, ist die Gegenseite denn an diesem Gelände auch interessiert?

O ja – die Jeep-Piste läuft auf die „Hauptstraße“ nach Ghazni aus, wer weiß, wann die Tanker aus Ghazni ausfahren? – und in welche Richtung?

Später, mitten in diesem öden und endlosen Nichts von einer Landschaft, lassen sie uns anhalten. Ein kurzer Dank. Sie schultern ihre Gewehre und verschwinden in der verlorenen menschenleeren Abenddämmerung.

Die Pässe sind die Verteidigungsfront. Dann gibt es gelegentlich Angriffsfronten. 1984 war es noch verhältnismäßig ruhig im Hazarajat. Gegen Herbst 1984 wurden die

Luftangriffe häufiger. Die Leute in Darmada erzählten von einem solchen Angriff, der vierzehn Menschen das Leben gekostet hatte. „Das waren aber normale Bomben“, sagten sie. Ich fragte: „Wie unterscheidet ihr denn?“ Ihre Antwort: „Im letzten Jahr haben sie gebombt, und da war ein böser Geist in diesen Bomben, der hat dieses Gebiet verflucht.“

„Wieso denn?“

„Wenn wir noch lange, nachdem die Bomben gefallen waren, unsere Herden auf diesen Wiesen weideten, starben die Tiere.“ Es müssen also chemische Bomben gewesen sein, die die Gegend verseucht hatten.

Menschenjagd im Tiefflug

Hubschrauber veranstalteten Menschenjagd im Tiefflug. Die Bauern bestellten ihre Felder nachts, weil sie am Tage vor Tieffliegern nicht sicher waren. Hubschrauber landeten, wenn sie junge Leute aus der Luft ausmachten, luden sie ein und rekrutierten sie für die Armee. Sie haben auch einen Bus beschossen auf der gleichen Fahrtroute, auf der wir gekommen sind. Hubschrauber – die heimtückischste Waffe der Zentralregierung. Sechs Tote, vier Schwerverletzte. In der vergangenen Nacht sind sie im Basar eingeliefert worden, in dem zwei einheimische Ärzte praktizieren.

Die operative Wundversorgung haben sie gestern nacht im Basar vorgenommen, zwei einheimische Jungärzte, die aus Kabul zurück in ihr Dorf geflüchtet sind. Ihre Praxis: vier Lehmräume, ohne Fenster; eine Holzpritsche als Operationstisch, eine Petroleumlampe zur Beleuchtung, Kochsalzlösung als Blutersatz. Einem jungen Patienten hat es das Bein abgerissen, er ist in kritischem Zustand, wir bieten unseren Jeep an, um ihn über die Grenze nach Pakistan zu bringen, die Familie lehnt ab, sie wollen nicht noch einmal über den Todesstreifen fahren.

Wir lassen die Patienten in der Obhut der Ärzte zurück. Afghanistan scheint das einzige Entwicklungsland zu sein, in

dem es eine Stadt- und keine Landflucht gibt: viele Ladenbesitzer, Lehrer, Ärzte sind in ihre Dörfer zurückgekehrt, um im freien Teil des Landes zu leben. Ob sie durchhalten werden?

Panzer im Basar

In Sangimasha fahren wir an drei kaputten Panzern vorbei, als Dekoration und Siegeszeichen am Ende des Basars aufgestellt. „1979“, sagen die Jungs, „haben wir die Zentralregierung und die Russen aus dem Land verjagt, 1980 haben sie es noch einmal versucht, hereinzukommen, aber wir haben es verhindert. Seither lassen sie uns in Ruhe –.“

„Woher habt ihr die Waffen gekriegt?“ frage ich. „Einige haben wir erobert“, sagen sie, „und einiges vom Iran bekommen, und einiges von hier und von dort –.“

Ich weiß jetzt aus eigener Erfahrung, wie dieser „Krieg“ geführt wird. Einundzwanzig Mudschahedins in einem Jeep, der daheim keinen TÜV überstehen würde. Wenn es bergauf geht, steigen sie aus und schieben den Wagen. Turban, Pluderhose, geflickte Hemden, Sandalen an den Füßen. Drei abgeschossene Panzer – kein Wunder, daß sie stolz sind! Und das letzte Fahrzeug, das wir den Russen abgenommen haben (sie sagen „wir“), war teilweise kaputt. Dann haben wir ihnen die gleiche Marke nochmal abgenommen, und unser Fahrer hat aus zwei kaputten ein ganzes gemacht, und das läuft!

Sangimasha ist die „Hauptstadt“ von Jaghoray, ein eindrucksvoller Basar! Die Mudschahedin-Organisation, die uns beim Grenzübergang geholfen hatte, hat ihren Hauptsitz hier, ein halb ausgebombtes Haus aus Natursteinen, die Fenster mit Plastik und Büchsenblech vernagelt. Sie laden uns zu einer Tasse Tee ein.

Davor ein zerbombtes Gebäude, dessen ehemalige Pracht noch jetzt erahnbar ist – das ehemalige Krankenhaus der ausländischen Ärzteorganisation. Der Basar ist malerisch und voll pulsierenden Lebens, man kann alles bekommen, was man benötigt (von Benzin und Petroleum mal abgesehen).

„Die Russen kommen“

Während der ersten drei Monate haben wir Vorstöße der Einheiten der „nationalen Armee“, des Heeres der Zentralregierung von Kabul, erlebt. Wir saßen hoch oben in einem Bergdorf und hatten unerwartet Lepra-Patienten gefunden. Wir waren ohne Gepäck aufgestiegen und wollten abends wieder unten am Jeep sein. Es ergab sich aber dann, daß eine Reihenuntersuchung nötig war, die uns einige Tage kosten würde. Ich hatte nicht einmal den Schlafsack dabei, nur dieses Umschlagtuch, das die muslimische Frau trägt und das ich auch in Pakistan und Afghanistan trage. Keine Zahnbürste, kein Handtuch, überhaupt kein Lesematerial, nicht einmal das Neue Testament. Weil es ja nur der eine Tag sein sollte. Als wir da abends, es war Vollmond, saßen, kam ein Junge. Er stürzte barfüßig und außer Atem herein und übergab Mohammed Zaki, dem Onkel unseres Lepra-Patienten, einen zerknitterten Zettel. Zaki konnte lesen, und er sagte dem Jungen: „Laufe, sag A, B, C, D Bescheid, sie sollen sich auf die Posten begeben. Die Russen sind mit den Panzern aus Ghazni ausgefahren.“ Wir hörten nur verständnislos zu. Die Bauern waren alle bei der Ernte, die Posten nur mit einem Beobachter besetzt. Da sind sie dann in dieser Vollmondnacht alle ausgezogen. In kürzester Zeit war die Erntetruppe zum Freiheitskämpfertrupp umfunktioniert. Ich habe dann Hassan gefragt, wie lange wir dadurch wohl festgehalten würden. „Möglicherweise vierzehn Tage“, meinte er.

Ich rede viel über Armut, es ist mir auch sehr Ernst damit, aber als ich dachte, da sitze ich nun hier mit nur einem Umhang, der als Taschentuch, als Handtuch, als Schlafmöglichkeit zu dienen hat. Ohne Lektüre ... Wenn ich nur etwas zu schreiben gehabt hätte, wenigstens Papier. Die Aussicht auf zwei Wochen Wartezeit machte mich müde. Selten habe ich erleichterter aufgeatmet als bei der Nachricht am nächsten Tag: „Die Mudschahedins haben die Einheiten zurückgeschlagen, ehe die Panzer bis in unser Tal kamen.“

Soviel habe ich bald gelernt: In Zentralafghanistan gibt es

kaum einen Unterschied zwischen Widerstand und Zivilbevölkerung. Da sind die Männer drei Wochen „an der Front“ und sechs Wochen auf den Feldern, weil sich das Land ja selbst ernähren muß. Jeder Zivilist, jeder Bauer ist gleichzeitig Widerstandskämpfer.

Recht ist, was die Kugel sagt

Langsam verstehe ich auch, wie das Land funktioniert. Da waren immer jeweils zwei Regierungen; nicht nur die Zentralregierung in Kabul, sondern auch die jeweilige Stammesregierung: wie kleine Bergkönigtümer, mit eigenen Schlagbäumen, Ausweispflichten und Straßenzoll. Wir haben ein ganzes Bündel von Briefen, von den Mudschahedin-Gruppen in Quetta ausgestellt. Durch diese Briefe ist man dann akkreditiert, sie öffnen uns die Schlagbäume: meistens sind es nur zwei durch Bindfäden verbundene Stöcke, ein grüner Stoffetzen daran – Grün ist die Farbe des heiligen Propheten Mohammed. Auf den, der ohne anzuhalten durchfährt, dürfen die Mudschahedins schießen, das ist erklärtes Recht. So ist das Ritual: langsam anfahren, stoppen und warten, bis dann einer der Mudschahedins verschlafen oder eilfertig, meist mit hoch bedeutsamer Miene erscheint. Nachts muß man das Licht auch innen im Wagen anschalten. Sonst schießen sie. Das muß man natürlich wissen. Recht ist, was die Kugel sagt.

Die Kommandeure

Wichtig für uns auf dieser Tour sind die Kommandeure der Widerstandskämpfer. Die Stammesregierung ist ja in der Regel die Regierung der Alten. Die Kommandeure aber sind meist um die Dreißig: die Mächtigen der Zukunft. An Amir erinnere ich mich besonders. Er ließ uns eine Nacht im gleichen Raum übernachten, in dem seine „Einheit“ schlief, eine niedrige Lehmhütte, sie rückten zusammen, um eine Ecke für uns frei zu machen, ich schlief zwischen Hassan und dem Komman-

danten Amir, einem hageren Mann, der im Schlaf auffuhr und aufschrie – so hatte H. geschlafen, damals, als er aus Krieg und Gefangenschaft zurückgekehrt war nach Deutschland –. Auch dieser Krieg gräbt sich in die Seelen ein.

Auch an den Schlagbäumen der Kommandeure wird Zoll erhoben – Straßenzoll, um Brücken und Straßen in Ordnung zu halten. Es herrscht unbeschreibliche Armut und Arbeitslosigkeit. Einige Dörfler, auch Kinder, haben die Initiative ergriffen und reparieren die Straßen dort, wo Reparaturen nötig sind. Teilweise werden sie von den Mudschahedins bezahlt, meist aber halten sie die Wagen an und verlangen ihren Stundenlohn von den Besitzern der Wagen. Eine sehr einleuchtende Eigeninitiative!

Sie haben keine öffentlichen Dienste mehr, kein Wunder, daß die jeweiligen Stammesregierungen uns schlechthin „einzukassieren“ versuchen: mit flehenden Bitten, Versprechen, Forderungen. Oder unter Androhung von Gewalt. Es erfordert sehr viel Takt, Geduld, Humor und Durchhaltevermögen, alles bis zum Vergleich durchzupalavern, so daß man dann wieder freigelassen wird. Und wer kann den Rebellenführern vorwerfen, die ohne jede ärztliche Versorgung sind in ihrem Gebiete, daß sie versuchen, das medizinische Team so lange wie möglich festzuhalten? Doch wir haben einen Plan zu erfüllen und hatten Zusagen gemacht – wer ist schon so hirnverbrannt, im aufständischen Afghanistan zu planen, Zusagen zu machen, und dann ernsthaft darauf zu bestehen, daß die Zusagen auch eingehalten werden müssen? Zusagen in einem Gebiet, das den Rebellenführer nichts angeht – hier, in seinem Gebiet, sind Kinder krank, sterben Frauen unter der Geburt, hat die kämpfende Truppe keine Erste-Hilfe-Einheit –!

Manchmal versprechen wir, daß wir jedesmal, wenn wir durchfahren, zwei Stunden an ihrem Schlagbaum halten und all die versorgen werden, die sie in diesem Zeitraum erreichen können. Manchmal genügt es, die zu behandeln, die gerade da sind. Mubarik mit seiner lebenswürdigen Geduld ist unser bester Unterhändler. Ein paar Aspirin, eine Handvoll Multivitamin-Tabletten – wir können weiterfahren...

Unsere Infrastruktur

Zaffar Ali aus Karachi

Und doch freue ich mich mit über den Erfolg. Was hat uns in den Augen der Bevölkerung und der Widerstandskämpfer vertrauenswürdig gemacht? Zum einen hatten wir ja schon 27 Jahre einem muslimischen Bruderland gedient. Und was uns noch mehr geholfen hat, was wir zunächst gar nicht wußten, sondern sich erst später herausstellte, das waren unsere in Pakistan vorbehandelten Patienten. Sie bildeten eine richtige Infrastruktur. Wir kamen einmal in ein Stammesgebiet, das als ganz rabiat verschrien war: Während der letzten zwei Kilometer hat uns die Bevölkerung fünfmal gestoppt und gesagt, wir sollten doch nicht so wahnsinnig sein und nach Feroza fahren. Die würden uns alle totschießen, nur um den schönen Jeep zu bekommen. Es sei nicht der erste Fall!

Das Programm abblasen? Entscheidungen werden prinzipiell gemeinsam getroffen. In Gefahrensituationen entscheiden die Gegenstimmen, auch wenn sie in der Minderzahl sind.

Diesmal gibt es keine Gegenstimmen. Trotzdem: man hört keine Unterhaltung mehr im Jeep. Alles starrt gebannt durch die Fenster, als wir uns im Schritt-Tempo den ersten Hütten nähern, bereit, auf den ersten Anruf anzuhalten. Wir bringen den Wagen vor einer Lehmhütte zum Stehen, die offensichtlich als Dorfladen dient. Überall Männer, die mit ihren Maschinengewehren fuchteln, und auf Pushtu auf uns einreden – eine Sprache, die keiner von uns fließend spricht. Plötzlich dreht sich einer der Männer um, blickt in den Jeep – ein breites ungläubiges Lächeln – Hassan? Hei – Mubarik! Nein, unmöglich – das darf doch nicht wahr sein: Dr. Pfau –?!

Zaffar Ali. Einer unserer alten Patienten von Karachi!

Zaffar dreht sich um. Hält gestikulierend eine aufgeregte Rede, die die Situation total verändert.

Der Stammesälteste entpuppt sich als vollendeter Kavalier, kommt auf uns zu und bittet uns, drei Tage im Dorf seine Gäste zu sein. Selbstverständlich würde er Zelte aufstellen lassen, und selbstverständlich würde er den kostbaren Wagen durch vier seiner bewaffneten Leute bewachen lassen. Wir hatten also bereits eine Infrastruktur und wußten es noch nicht. Und solche Geschichten passierten uns hundertmal.

Der Schutzengel von Nor

Ein anderes Mal waren wir in Nor. Eine faszinierende Hochebene, endlos, unwirklich, violett verschwimmend, voller Luftspiegelungen, ein verwünschtes Land und sehr dünn besiedelt. Stundenlang waren wir unterwegs gewesen. Keiner von uns wußte genau, wohin wir fuhren. Selbst der Fahrer war dort noch nie gewesen. Und dann wurde es dunkel, und im Dunkeln soll man in Afghanistan nun wirklich nicht unterwegs sein. Hassan, verantwortlich für das Team und voller Sorge, wo er uns Unterkunft verschaffen könne, Hassan entsinnt sich plötzlich: irgendwo in Dasht-e-Nor, hinter den vegetationslosen Hügeln in der unendlichen Öde, irgendwo in Dasht-e-Nor mußte einer unserer Patienten von Karachi wohnen. Irgendwo, hinter den blaßvioletten Hügeln, mußte ein Dorf verborgen sein – wo? Und wie es finden?

Wie durch ein Wunder begegnen wir einem Ziegenhirtenbuben, rufen ihn an den Jeep, fragen ihn: „Hast du jemals von einem Qadir Ali gehört?“ – „Qadir?“ sagt der Bub, „Qadir Ali? Wenn Ihr in das Nebental einbiegt, da ist sein Haus.“ ... Wir fahren in das Nebental. Hinter dem felsigen violetten Hügel – ein Dorf! Qadir kommt gerade vom Feld zurück. Stutzt. Erkennt den Jeep. „Hassan!“ – läuft auf uns zu – ... „Ihr“, sagt er, „ihr in Afghanistan – in Nor – welcher Schutzengel hat euch geschickt? Ich habe nur noch Medikamente für acht Tage. Ich habe mir lange schon überlegt, ob ich nach Karachi

gehen soll, ob ich meine Familie hier allein zurücklassen kann. Und jeden Tag wurden die Tabletten um eine weniger. Jetzt habe ich nur noch acht.“ Der Mann hat eine Ziege für uns geschlachtet und wollte uns nicht wieder gehen lassen.

Wir wußten mittags nie, wo wir abends übernachteten würden. Wir wußten nie, wo wir essen sollten, aber es ist immer gutgegangen. Auf die wundersamste Weise. Wir sagten uns, wenn der Herrgott nicht wollte, daß wir hier durchkommen, hätte er uns irgendwann einen Hinweis mit dem kleinen Finger seiner linken Hand gegeben. Dieser Hinweis kam nie.

Eine Geschichte von der Front

Oder dies: Wir hatten einen unserer afghanischen Patienten auf der Liste, den suchten wir. Der war zunächst in Pakistan gewesen und dann nach Afghanistan zurückgegangen. Wenn wir dann so einen ehemaligen Patienten im Lande wiedertreffen, dann hilft der uns weiter, er sagt uns auch, wo andere Lepra-Patienten zu finden sind. Wir fahren also in der Regel solchen Patienten hinterher. Wir waren den ganzen Tag unterwegs gewesen. Steppe, Felsenwüste, vegetationsloses Hochplateau. Kaum Menschen, kaum Wasser. Eine Feldmaus lief über die Piste, vor dem Wagen, und Mubarik, so ein ganz Nachdenklicher, der sagte noch: Wo wird die heute wohl noch Wasser finden? In dieser feindseligen Landschaft?

Nach stundenlanger Fahrt, bei Sonnenuntergang, erreichen wir endlich den Paß. Vor uns, unten im Tal, überraschend: Felder, Bäume, ein Dorf. Wie ein Blick ins Gelobte Land. Ein barfüßiger Junge, nicht älter als sechzehn, sitzt auf einem der Felsen und schaut ins Tal. Wir fragen nach dem Namen des Dorfes – Darmada. Und nach einem Mann namens Quddus – „Das ist mein Vater“, sagt der Junge, „seid ihr von Pakistan?“

„Ja“, sagen wir, „komm, zeig uns den Weg, steig in den Wagen, dann brauchst du nicht zu laufen, und wir nicht zu suchen.“ – „Nein“, sagte er ernsthaft, „ich bin im Dienst. Da muß ich mir erst Erlaubnis holen.“ – „Welcher Dienst denn?“

– „Ich bewache doch den Paß hier.“ „Wo ist dein Gewehr?“ – „Das haben wir gemeinsam“, sagte er. „Wenn etwas passiert, dann gebe ich Bescheid.“ Er verschwindet hinter den Felsblöcken, kommt nach einiger Zeit zurück: „Heute geht es nicht“, entschuldigt er sich, „sie haben keinen, der mich in der Nacht vertreten kann. Ich kann erst morgen früh weg.“ Ein Bub in Pluderhosen, ein offenes Hemd darüber, barfüßig und nicht älter als sechzehn Jahre. Er hatte ein wunderbares Mützchen auf, das ihm sicher seine Mutter gestickt hatte, mit ganz feinen Kreuzstichen und sehr bunten Farben. Am nächsten Tag holten wir ihn dann ab.

Das ist der Widerstand.

Krankenhauskonflikt

Schreckensnachricht im Basar

Anfang September passieren wir Sangimasha. Im Basar erfahren wir zuerst die erschreckende Nachricht: Die Ärzte im Basiskrankenhaus haben sich entschieden, das Land zu verlassen. Dieses Krankenhaus, in das wir in den letzten zweieinhalb Monaten immer die allgemeinen Fälle überwiesen haben. Wann immer wir einen Schwerkranken hatten, der nicht an Lepra litt, hatten wir ihn in diese Basisklinik überwiesen.

Wir ändern sofort unser Programm und fahren den steilen Weg hinaus. Es ist wahr. Sie werden morgen abreisen. Die ganze Gruppe.

„Und was passiert mit den stationären Patienten?“

„Die Übersetzer werden sich um sie kümmern.“

Die Entwicklung hat eine Wendung genommen, die die Ärzte um ihr Leben fürchten läßt. Wir zögern eine Weile. Sollen wir einsteigen? Mubarik warnt: Keine Verstrickung in die Politik! Hassan ist anderer Ansicht. Er schlägt vor, das Krankenhaus zu übernehmen. Der junge verantwortliche Arzt aus Belgien verlangt, daß wir auf keinen Fall bleiben. Wir würden sonst das ganze Projekt gefährden. Es könnte sonst kein Ersatz für sie selber aus Europa kommen. Man müsse diese Menschen fühlen lassen, was der Rückzug von ausgebildetem Personal bedeutet. Erst wenn sie es am eigenen Leib erfahren und um Personal betteln, kann die Arbeit wiederaufgenommen werden.

Wir entscheiden, die Nacht noch einmal darüber zu schlafen.

Der Morgen hat meinen Kopf klarer gemacht.

Ich habe sie bewundert, diese ausländische Ärztegruppe, und ich bewundere sie noch immer. Obwohl sie reichlich Probleme geschaffen haben. Welche Schwierigkeiten solch ein Einsatz unerfahrener westlicher Helfer bringt, das ergibt sich erst vor Ort.

Das Gespräch mit Gerald

Ich hatte ein langes Gespräch mit Gerald. Es ist sein erster Einsatz in der Dritten Welt. Er sagt, daß mehr als die Hälfte derer, die mit der Organisation gearbeitet haben, die ihren Einsatz vermittelt hat, enttäuscht heimfahren. Häufig, noch ehe ihre Zeit (d.h.: sechs Monate) vorbei ist.

Das Feldlazarett: hoch über der „Kreisstadt“, einem halb zerbombten Dorf, in dem die Aufständischen ihre Stammesregierung etabliert haben. „Sie haben das alte Krankenhaus im Ort nach dem letzten Bombenangriff nicht wieder aufgebaut“, sagt Hassan, „die Bevölkerung wollte es nicht, weil es nicht gut ist, wenn jeder sieht, wie die jungen ausländischen Ärzte leben – wie sie so übereinander schlafen, und die Mädchen, alle Knöpfe der Blusen offen.“ Wenn sie da oben auf dem Berg wohnen, fällt das nicht so auf. „Und deshalb mußte das Krankenhaus auf den Berg? Wo es die Patienten nur unter großer Mühe erreichen können?“ – „Ach – die leihen sich ein Pferd, oder einen Maulesel. Und es läßt sich auch besser verteidigen. Sie haben Flak eingebaut. Und rundherum gibt es keine militärischen Ziele, die einen Angriff rechtfertigen würden.“

Das letzte Argument ist das einzige, das mir einleuchtet.

Das Krankenhaus besteht aus drei Lehmhäusern und einer Reihe von Zelten.

Operationssaal, Röntgengerät, ein (kaum funktionierendes) Labor, die Ambulanz, eine „Station“ sind in den Lehmhäusern untergebracht. Augenklinik, zahnärztliche Praxis in Laubhütten.

Die Patienten und die begleitenden Familienangehörigen werden in den Zelten aufgenommen.

In einem Haus wohnen die ausländischen Mitarbeiter, fünfzehn in zwei Räumen (es gibt noch eine Veranda), im Nebenraum die dreizehn afghanischen Mitarbeiter, Übersetzer und paramedizinische Helfer. Die Küche ist ein behelfsmäßiger Zeltbau, die Toilette ein Alptraum, aber es gibt eine Quelle, die versorgt das Krankenhaus und das Personal. Das ärztliche Niveau ist, gemessen an den Umständen, beachtlich. Sprachschwierigkeiten sind eine der größten Hürden gegen eine weitere Verbesserung der Arbeit.

Trotzdem: schon bei meinem ersten Besuch, nach kaum zwei Stunden, überfällt mich eine tiefe Traurigkeit, die sich in den kommenden Tagen und Wochen noch steigert. Welch eine Vergeblichkeit ...

Die meist (jungen) Ärzte verpflichten sich zu einem sechsmonatigen Einsatz. Für die Mehrzahl ist es der erste Einsatz in der Dritten Welt.

Einführung in die Probleme? „Zwei Tage daheim“, sagt Gerald spöttisch. Nach drei oder sechs Monaten zog die eine Truppe ab und die andere kam, ohne daß es zwischen ihnen zu einem Erfahrungsaustausch gekommen wäre. Es gab auch niemanden, der eine Strategie für einen längeren Zeitraum entwickelt hätte und sie den neu Ankommenden vermittelt hätte. So konnte nie das Gefühl aufkommen, daß man gemeinsame Zielvorstellungen anstrebte. Es waren weitgehend junge Leute, die noch nie in einem Entwicklungsland waren. Wenn man dann 29 Stunden über die graue Grenze gefahren ist und im Einsatzgebiet ankommt, dann fühlt man sich natürlich bereits als Held. Da sagen sie: „Was wollen die denn noch von uns? Wir haben doch bewiesen, daß wir bereit sind, unser Leben aufs Spiel zu setzen.“ Daß sie daneben auch ein bißchen ihre Freiheit genießen wollen, wer hätte es ihnen verdenken können.

Und dann kommen die Instruktionen der Rebellenführer – besonders für die Mitarbeiterinnen im Team. Emanzipierte Europäerinnen sind aber generell nicht bereit, sich wie muslimische Bauersfrauen aus dem Hindukusch zu benehmen! Aber was in Europa normal ist, ist es nicht im

schiitischen Hazarajat. Wenn sie an ihrem freien Tag im Fluß zum Baden gingen, in ihrem Badeanzug natürlich, dann meinten die Afghanen, daß die Mädchen natürlich käuflich seien.

Die gelebte Armut und das Teilen übertreffen alles, was ich je in einer Ordenskongregation gesehen habe. Trotzdem: die Armut bleibt im Materiellen. Die eigene kulturell bedingte Denkweise wird nicht hinterfragt. Die Verwaltung ist demokratisch: jeder übernimmt die Verantwortung für einen Monat. Ergebnis: da es keine Kontinuität gibt, gibt es auch keinen Plan. In den zwei Jahren seit Bestehen des Krankenhauses ist noch kein Baum und keine Blume gepflanzt worden, die Toilette ist ein Schandfleck, die Wohnverhältnisse haben sich nicht verbessert.

„Warum nicht zwei oder drei einsetzen, die das Projekt durchtragen?“ frage ich.

„Die jetzige Struktur ist eine Notlösung“, sagt Gerald entmutigt. „Wer geht denn für zwei oder drei Jahre in so ein Land?!“

Was das Schwierigste sei am Einsatz hier? Daß sie eine europäische Enklave in Zentralasien seien ...

„Sie verachten uns“

„Sie verachten uns“, sagt Gerald. „Sie gebrauchen uns nur – sie wollen nicht uns, sie wollen nur unsere Dienste. Das Verhältnis zu den einheimischen Mitarbeitern, unseren Übersetzern, basiert einseitig auf Geld. Als Personen gelten wir nicht. Wir sind Ware. Wir haben einen Job zu leisten, dazu sind wir da. Dann kommen die anderen, wir sind austauschbar ...“

„Glauben Sie nicht, daß Sie ihnen alle Gründe liefern, Sie zu verachten, so wie Sie leben?“, frage ich.

„Ach ...“, sagt Gerald.

„Die Übersetzer“, sagt Hassan später, „die sagen, sie hätten Schwierigkeiten, eine Frau zu finden, die Leute denken, wir

leben wie die Europäer, weil wir im gleichen Hause wohnen ...“

„Warum baut ihr dann nicht zwei Häuser, eines für die Mädchen und eines für die Jungen?“ frage ich. Schau mich um. „Das da am Berghang, warum können die Mädchen nicht dort in ein eigenes Haus ziehen?“

„Das ist Munitionslager“, sagt Hassan abschätzig, „aber ich werde mit Hamid (dem Rebellenführer) reden, das sollte wirklich gemacht werden.“

Fazit?

Es macht mich traurig ...

Ein Leben, dessen Härte kaum zu verantworten ist, gelebt von einer Gruppe junger Europäer – beantwortet mit offener Verachtung von seiten der Einheimischen (es verletzt mich, wie die Afghanen ihre ausländischen Ärzte und Mitarbeiter behandeln). In den Bergen muß man krank gewesen sein, um zu wissen, was die Existenz des Krankenhauses für die Bewohner des Landes bedeutet (und keiner der jungen Ärzte erfährt es – persönlich erfahren sie nur die Verachtung) – ein geglücktes technisches Unternehmen um den Preis der Zerstörung menschlicher Beziehungen: Die Afghanen halten alle Europäer für „Kaffern“ (Heiden), die Europäer alle Afghanen für undankbare Wilde ...

Enttäuschungen

Ich versuche, es Gerald zu erklären. Gerald fährt morgen zurück, nach vier Monaten Einsatz. Er führt mich durchs Krankenhaus. „Wie finden Sie es?“ fragt er am Schluß.

„Wunderbar“, sage ich.

„Wirklich?“ fragte er ungläubig zurück.

„Wirklich“, sage ich überzeugt. „Sie wissen nicht, was das Krankenhaus für die Bevölkerung bedeutet. Und vielleicht zahlen Sie mit Ihren Frustrationen für den Erfolg eines Dienstes für Menschen, die sonst ohne ärztliche Hilfe wären.“

Wir trinken eine Tasse Tee zusammen. Finden ein paar

zusätzliche Pluspunkte seines Afghanistan-Aufenthaltes. „Und wenn Sie nur gelernt haben, daß Asien Asien ist und Europa Europa, dann haben Sie schon eine wichtige existentielle Friedensarbeit geleistet“, sage ich. „Sie werden sich nie mehr den kursorischen Vorurteilen derer anschließen können, die die Entwicklung in Asien nur aus ihrer eigenen engen kulturellen Perspektive betrachten.“

„Das ist richtig“, sagt Gerald nachdenklich. Stille.

„Und wenn die Desillusionierung (seine Heimatsprache ist Französisch) die unvermeidliche Folge des Augenzeugenseins ist – wie halten Sie es dann aus?“ nimmt Gerald das Gespräch wieder auf. „Wenn man lange genug hier ist, kommen die Illusionen zurück?“

„Desillusion“, sage ich, „das ist wie das deutsche Wort Enttäuschung – nach einer Ent-Täuschung ist man der Wahrheit näher – wer die Wahrheit aushalten kann, gewinnt die Kraft zum Durchhalten.“

„Ach ...“, sagt Gerald nachdenklich. Kurzes und tröstliches Aufleuchten einer Einsicht.

Trotzdem mußte das Abenteuer scheitern.

Auf der anderen Seite saßen die Afghanen mit Hassan und sagten: „Wie ist es nur möglich, daß sie sich wie die finstersten Heiden benehmen, wenn sie doch sagen, sie wollten dienen und das am Tage auch tun, aber nachts und an freien Tagen genau das desavouieren, was sie uns als ihre Werte vorgestellt haben. Sie müssen eben geborene Lügner sein.“

Hassan hat wieder und wieder versucht, den Afghanen die westliche Lebensweise zu erklären. Und ich habe wieder und wieder versucht, der ausländischen Gruppe die afghanische Mentalität nahezubringen. Aber die Kluft war schon zu groß, die Fronten schon zu verhärtet.

Abenteuerlust genügt nicht als Motivation zur Hilfe. Sicher: auch bei mir waren es sicher achtzig Prozent Abenteuerlust. Aber diese Abenteuerlust muß investiert werden, damit andere davon profitieren. Man muß die Abenteuerlust umsetzen, praktisch, ausdauernd, zuhörend, erfinderisch.

Ich hatte häufige und lange Gespräche mit der Gruppe. Sie

waren dankbar, mit einer erfahrenen Bezugsperson über den Konflikt reden zu können, den sie hervorgerufen hatten, deren Mechanismus sie aber nicht verstanden. Als sie mich noch einmal baten, ich sollte nicht einspringen, damit die Afghanen sehen würden, wohin ihre Haltung führt, habe ich zugesagt. Unter der Voraussetzung, daß die „Lehre“, die sie den Mudschahedins erteilen wollten, nicht mit Menschenleben bezahlt würde. Dem einheimischen Personal sagten wir: „Wenn ihr einen schweren Fall habt, ihr findet uns in Sangishanda, und dann in Malistan.“

Wir übernehmen das Krankenhaus

Wie es schließlich dazu gekommen ist, daß wir das Krankenhaus doch übernahmen? Das war eine ziemlich komplizierte Geschichte. Drei Tage nach Abzug der Gruppe kam ein Junge mit einem Brief von den Übersetzern, in dem stand, wir möchten doch bitte zurückkommen – ich hätte die aus einem Schulheft herausgerissenen Seiten aufbewahren sollen. Damals wußte ich noch nicht, wie groß hier „Politik“ geschrieben wird, wie wichtig auch politische Intrigen sind.

Die Meinung im Team war geteilt. Mich hat die Bitte überrascht – ich dachte, die Übersetzer wollten unabhängig arbeiten, und daß das ein Teil des Konfliktes gewesen sei: daß sie sich Ausländern unterordnen sollten. Mubarik warnte noch einmal – wenn wir uns hier einließen, beträten wir die politische Arena (er sollte recht behalten, und Jon sollte es später zu spüren bekommen). Hassan war dafür – und seine Meinung setzte sich durch. Allerdings nicht schon bei der ersten Beratung ...

Es gab damals eine Ärztin im Basar, die von den Mudschahe-dins als politisch suspekt angesehen wurde, und drei ehemalige Medizinstudenten, die ihre „Praxis“ im Einzugsgebiet des Krankenhauses aufgemacht hatten. Wir baten sie, doch als Team das Krankenhaus zu übernehmen. Sie alle hatten ihre Wenn und Aber: Sie könnten das Krankenhaus wohl überneh-

men, falls die Parteien ihnen die schriftliche Erlaubnis gäben – und die Ausländer ihren Abzug schriftlich bestätigen würden – und – und – falls – falls –

Ausschlaggebend für uns war schließlich der Zustand der Patienten. Murad, ein Patient mit Kopfschuß, wird in einem Zelt von einem Kameraden seiner Mudschahedineinheit versorgt, von Janat, einem Jungen, nicht älter als sechzehn, dem die drei Wochen Krankenhausaufenthalt schon längst zu viel sind: nur sitzen und warten und dem unverständlichen Gemurmel zuhören, zu dem sein einstiger Freund jetzt nur noch fähig ist. Murad ist völlig ausgetrocknet, wir zeigen Janat, wie er ihm die Zuckersalzlösung einflößen soll, alle Viertelstunde, behutsam mit einem Löffel – jetzt fühlt Janat wenigstens, daß er gebraucht wird! Eine Blutuntersuchung zeigt gefährliche Medikamentennebenwirkungen – wir setzen das unnötigerweise prophylaktisch gegebene Chloramphenicol ab.

Ein Patient mit einem Leber-Abszeß (Amöben), ein Junge, mit schweren Brandwunden, ein Enzephalitispatient (Hirnentzündung), ein Lungendurchschuß, zwei schwerkranke Tuberkulosepatienten – Hassans Vorschlag, das Krankenhaus zu übernehmen, hat sich nach der ersten Visite bereits durchgesetzt, ehe sich das Team nochmals zur Beratung zusammensetzt.

Ehe die Ausländer abgezogen waren, hatten sie alles zugeschlossen und alles plombiert: den Raum, in dem sie gelebt haben, die Medikamente, das Labor, den Operationssaal, die Vorratskisten. Die einheimischen Mitarbeiter sahen sich allein den Patienten gegenüber, ohne Medikamente. Da habe ich zunächst einmal die Apotheke aufgebrochen und unterschrieben, daß ich das war, damit keiner den Afghanen die Schuld in die Schuhe schob. Denn damals hatten die europäischen Ärzte noch gesagt, daß sie zurückkämen. Dann habe ich noch das Labor aufgebrochen und die Vorratskisten geöffnet und auch das bestätigt. Und als Dr. Vanni kam, haben wir den Operationssaal geöffnet. Den Raum, in dem sie gelebt hatten, machten die Jungs dann selber auf und lebten dann dort, als ich zurückkam.

Ein Vertreter jener europäischen Ärzte-Organisation kam dann noch zwei Mal nach Afghanistan und wiederholte das Versprechen, daß sie zurückkehren würden. Es geschah aber nichts. Und als die Medikamente aufgebraucht waren, kam einer der Übersetzer nach Pakistan, und da haben wir die nötigen Finanzen aufgebracht, für die Gehälter der Übersetzer, die Medikamente, die Laborlösungen und die Röntgenfilme. Später hat Jon das Krankenhaus als Basis übernommen, mit der Zusage, daß die Organisation es zurückhaben könnte, falls ihre Ärzte zurückkehren. Wir brauchen dann nur 48 Stunden, um unsere Sachen einzupacken. Es gab einen Generator und einen Röntgenapparat, der einzige Röntgenapparat, der in ganz Zentralafghanistan steht. Warum sollte er nicht benutzt werden? Die Übersetzer haben es fertiggebracht, das Krankenhaus auf einer völlig unpolitischen Ebene weiterzuführen, und sie haben uns vertraut – weil wir eingesprungen sind, als sie in Schwierigkeiten waren. Wir sind auch schon deshalb „akkreditiert“, weil wir 27 Jahre in einem moslemischen Bruderland gearbeitet haben, und die „Buschtrommel“ ist zuverlässig.

Übersetzer und „Doktoren“

Überhaupt die Übersetzer. Ursprünglich von dem europäischen Team als Dolmetscher für ihre Ärzte angestellt (Englisch-Persisch-Englisch, Persisch-Englisch-Persisch), haben sie ihren Lehrmeistern bald alles abgeschaut, was es zu lernen gab: welche Medikamente man für welche Beschwerden verschreibt, wie man sterilisiert und verbindet, wie man röntgt und Laboruntersuchungen vornimmt, wie man Narkosen gibt, Blutgefäße unterbindet, amputiert und Wunden näht.

Sie arbeiten effektiv, selbstkritisch, aber ausschließlich assoziativ: Warum sie etwas tun, das wissen sie nicht. Weder Anatomie noch Pharmakologie, weder Bakteriologie noch Differentialdiagnose hat man sie jemals gelehrt. Aber sie verschlingen jedes Buch, das man ihnen in die Hände gibt, und „Where there is no Doctor“ ist ihre Bibel („Wenn kein Arzt zu

erreichen ist“, eine praktische Handhabe für Erste Hilfe in einem Dritte-Welt-Dorf).

Einmal, auf Visite. Ich war von einer längeren Außendienstfahrt zurückgekommen. Irgendwelche Fragen? Ja, da war eine Frau, der Bauch so angeschwollen, sie konnte kaum noch atmen, etwas mußte geschehen, da hätten sie eine Nadel durch die Bauchhaut gestochen, und da wäre das Wasser nur so herausgespritzt – dann hätten sie alles abgesaugt, danach fühlte sie sich besser, und jetzt fing es wieder an.

Wir sehen uns die Patientin zusammen an. Ich erkläre die verschiedenen Erkrankungen, die zu Wassersucht führen können. Bei Bauchtuberkulose, da können wir noch etwas machen. Bei Krebs oder Leberschrumpfung läßt sich nichts mehr tun. Und daß wir zuerst Diuretika geben, um dem Körper das Eiweiß zu erhalten; vieles von dem Wasser kann von den Nieren durch den Urin abgeführt werden, und nur in lebensbedrohlichen Zuständen punktieren wir. Sie lesen mir jedes Wort von den Lippen. „Hör, Moosa“, sagt Zaman plötzlich mitten in meine Ausführungen hinein, „wir müssen die Amina einbestellen!“

„Amina? Warum?“

„Die hat eine Bauchtuberkulose, die Beschreibung paßt genau auf sie, wir wußten das damals bloß noch nicht!“

Was die Jungen so unwahrscheinlich lernfähig macht, ist, daß jede Information sofort existentiellen, zumindest praktischen Bezug hat. Die Dosierungsliste, die wir in Pakistan mühsam eingeführt haben, rissen uns die Übersetzer hier aus der Hand. Wenn sie aufs Abendbrot warten (Fladenbrote und braune Bohnen), liegen sie auf der Matte auf der Veranda, und das Anatomiebuch macht die Runde. Oder der Erste-Hilfe-Band.

Einmal wurden wir zu einem Patienten gerufen. Die Familie hatte ihn zum Basar gebracht, weil sie wußten, daß wir auf jener Piste vorbeikommen mußten. Sie warteten. Fünf Tage. Dann kam unser Jeep.

Der Mann hatte einen Unterschenkel schon amputiert, früher einmal, vor der Revolution, und jetzt hatte die

Krankheit das zweite Bein befallen. Bis zum Knie eine schwarze stinkende Masse, Gangrän – wie er bisher überlebt hatte, war mir unverständlich.

„Bitte, operieren Sie!“ flehte die Frau uns an. „Sonst stirbt er.“ Das letzte Mal hat ihm die Operation das Leben gerettet.

Operieren? Wie? In einer Strohütte im Basar? Ohne Instrumente, ohne Narkose?

„Ein Messer finden wir“, sagte die Frau. „Es gab einmal einen Arzt hier, vor der Revolution. Einige der Instrumente sind noch im Basar.“

Hier? Unmöglich! Wir überzeugen die Familie endlich, den Patienten in eben jenes Notkrankenhaus zu bringen. Zwei Tagereisen auf einem Lastwagen. Wir kämen nach, in einer Woche, in der Zwischenzeit würden die Übersetzer die Infektion behandeln und seinen Allgemeinzustand heben.

Wir wurden aufgehalten. Zweieinhalb Wochen später kamen wir schließlich an.

„Sher Baz geht es glänzend“, sagten die Übersetzer, „er hat schon zehn Pfund zugenommen.“

„Wie?“

„Sher Baz – den Sie uns mit der Gangrän hergeschickt haben.“

„Was habt ihr gemacht?“

„Amputiert – die Wunde ist verheilt, er ist so glücklich, und erst seine Frau!“

„Amputiert?“

„Ja – er war wirklich in Lebensgefahr. Da haben wir uns alle hingesetzt und haben überlegt. Und dann haben wir gesagt, wir operieren. Und wenn es schiefgeht, hat die ganze Gruppe die Verantwortung, weil die ganze Gruppe dafürgestimmt hat.“

„Und wenn es gutgeht, hat die ganze Gruppe den Ruhm ...!“ sage ich lachend. „Wo habt ihr ihn aufgenommen? Ich will ihm doch wenigstens die Hand drücken, auch wenn ich zu spät gekommen bin!“

Gottlob zu spät gekommen, denke ich heimlich. Ich hätte die Operation nicht so leicht gewagt und sie bestimmt, vor

lauter Skrupel, auch gar nicht zu dem erfolgreichen Ende geführt.

So sind sie. Eine Gruppe, die wie Pech und Schwefel zusammenhält. Keiner hat den Vorsitz, jede Entscheidung wird einstimmig getroffen, und wenn sie eine Nacht lang zusammensitzen und diskutieren – was in der Tat häufig vorkommt! Irgendeine Entscheidung, das heißt: wann, wo, wieviel Medikamente bestellt werden müssen – ob man das Labor ausbaut – die Krankenhaussätze erhöht – oder Patienten die Möglichkeit zur kostenfreien Verpflegung geben solle, ob Verstärkung aus dem Westen erwünscht sei oder ein zusätzlicher Mitarbeiter angestellt – die Antwort ist stereotyp:

„Wir müssen es besprechen. Wir geben Ihnen die Antwort morgen.“ Und wenn einer der Übersetzer auf Urlaub ist: „... wir geben Ihnen die Antwort, wenn Mazhar zurück ist vom Urlaub.“

Als die Russen Loman angriffen, war kein Arzt im Gebiet. Über Nacht war das Krankenhaus von Verwundeten überflutet. Die Übersetzer versorgten die Verwundeten, trösteten die Angehörigen, operierten, verbanden, legten Transfusionen an, tages- und nächtelang, oftmals zwanzig, dreißig Stunden ohne Schlaf. Seither sind sie die ungekrönten Könige in diesem Stammesgebiet. Als sie ablehnten, sich irgendeiner Partei anzuschließen, wurde es widerspruchslos hingenommen und gutgeheißen. Unsere Arbeit in dieser Region wäre undenkbar, wenn die Übersetzer nicht hinter uns stünden.

Die Geschichte mit Sakia

Gruppenkompromiß am Id

Ein Tag nach aufreibenden Gesprächen im Notkrankenhaus.

Es war Id, ein hoher muslimischer Feiertag, der als dreitägiges Fest begangen wird. Die Muslims feiern das Opfer Abraham: „... und er hat seinen einzigen Sohn nicht geschont ...“

Wir verpflegen uns selbst. Hassan serviert „europäisches Essen“: ein Fladenbrot, eine große Salzkartoffel für jeden, rohe Zwiebelscheiben, Salz und Pfeffer. „... wie im Hotel Interkontinental in Kabul“, grinst Hassan. Ich entsinne mich, daß wir irgendwo im Jeep noch eine Dose Käse „für besondere Gelegenheiten“ haben, und Id sollte da ja darunterfallen. Ha! Wie der Käse das Essen zu einem Feiertagsmahl umgestaltet!

Wir hatten damals kein Hauptquartier, wir lebten nur im Jeep. Man kann aber nicht drei Tage nur im Jeep leben, zumal nicht drei Id-Tage lang.

Am Abend gibt es dann den ersten Gruppenkonflikt. Jan Ali sagt, er habe nun schon zwei Monate mit uns gearbeitet und uns begleitet, und an Id wollte er zu Hause sein. Zwei Stunden Fahrt. Unser Fahrer Ibrahim sagt, er hätte sein Leben aufs Spiel gesetzt und würde das gern wieder tun – aber an Id wollte er zu Hause sein. Eineinhalb Stunden Fahrt.

Ich sage, ich bin nicht alle Tage in Afghanistan, ich kann nicht einfach so drei Tage freinehmen und wir hätten Adressen von unbehandelten Patienten in Badrazar und jeder verlorene Tag erhöhe die Gefahr für diese – eine halbe Stunde Fahrt.

Hassan sagt, es wäre nicht fair, sich über Id einer Familie aufzudrängen. Mubarik fragt, wo wir uns denn die zwei

Feiertage verkriechen sollten, wir könnten doch nicht einfach 48 Stunden im Jeep sitzen, und essen müßten wir doch schließlich die nächsten Tage auch ...

Schließlich finden wir doch einen Kompromiß. Wir fahren erst Jan Ali heim – er hat Kinder. Dann bringt uns Ibrahim bis zum Fuß des Berges – nach Badrazar geht keine Jeep-Piste, da muß man sowieso zu Fuße hinauf. Wir steigen aus. Ibrahim will den Jeep mit nach Hause nehmen – mir ist nicht so recht wohl bei dem Gedanken. Seit Tagen gibt es Gerüchte, daß die Gegenseite über Id eine Offensive plant: Wenn der Jeep dann auf der anderen Seite der Front ist, die Russen in der Mitte und wir hier festliegen, dann kann Ibrahim uns gar nicht mehr abholen. Wie immer, gemeinsame Entscheidung: Wir möchten Ibrahim seinen Id-Tag nicht verderben. Ibrahim wendet den Wagen, winkt uns ein Lebewohl und verschwindet in einer Wolke von Staub. Wir marschieren los. Die Leute sind bei der Ernte trotz des morgigen religiösen Festes. Feste sind selten geworden.

Den ersten Patienten, dem wir begegnen, kennen wir aus Pakistan, seit 1949 behandelt!, jetzt ausgeheilt. Er sagt uns, es gäbe Lepra im Tal. Er deutet auch schon, vertraulich und halblaut in geheimnisvollem Ton, Sakias Schicksal an: „Da ist eine Familie, die haben ein leprakrankes Kind, sie geben es aber nicht zu, aber wenn Sie ins letzte Dorf des Tales hochsteigen ...“

Die Gefangene im Stall

Wir finden das Dorf – das Haus – den Stall ... den Stall, in dem die Familie das Mädchen seit zwanzig Jahren gefangenhält. Die eigene Familie ... mir ist buchstäblich körperlich übel, ich muß mich zusammennehmen, um meinen Magen zu beherrschen. Der Gestank im Stall – der Zustand der jungen Frau. Längst sind ihre Hände und Füße abgefressen, ein Auge ist völlig, das zweite teilweise erblindet, die Stimme nur noch ein heiseres Krächzen, der Atem geht schwer.

Ich bin bestimmt an vieles gewöhnt ... aber in diesem Stall ... ich mußte dreimal über meinen Schatten springen, um die junge Frau – das, was die Krankheit aus dieser Frau gemacht hat, ein stinkendes, abstoßendes, wundenbedecktes Bündel – in meine Arme zu schließen.

Persisch kann ich nicht – nicht mehr als ein halb Dutzend Routinesätze, wie soll ich ihr sagen, daß wir gekommen sind, um ihr zu helfen, wenn nicht mit einer Geste der Zuwendung. Ich spreche ihr zu. Auf Urdu, was tut's, wenn sie es nicht versteht; Argumente werden sie sowieso nicht erreichen. Mubarik sagt ihr, daß ihre Krankheit heilbar wäre, und hier hätten wir die Medikamente mitgebracht.

Sie wirft uns die Kapseln vor die Füße. „Jetzt kommt ihr“, sagt sie bitter, „jetzt, wo mein Leben zerstört ist. ich will keine Behandlung, ich will sterben, was kann mir das Leben noch geben? Nichts als untragbares Leid?“

Mubarik schaut sich im Stall um. Findet einen umgestürzten Futtertrog. Setzt sich darauf und beginnt zu sprechen. Dann beginnt er, ihre Wunden zu waschen und zu verbinden. Sie läßt es geschehen. Nach drei Stunden kommt Mubarik und sagt: „Geben Sie mir die Medikamente, sie hat eingewilligt.“

Wir untersuchen die Familienmitglieder. Drei ihrer Schwestern sind angesteckt, auch ihre Mutter. Die beiden Buben sind gesund, sie haben sich nie um die große Schwester gekümmert. Die Jüngste hat einen verdächtigen Flecken, wir machen einen Vermerk in die Krankenakte. Schon lange betritt keiner mehr den Stall, aber der Bazillus hat seinen Weg gefunden. Der Großvater ist unbehandelt gestorben, eine Schwester der Mutter ebenfalls. Ein Onkel war in Pakistan gewesen und ist geheilt zurückgekommen; eine Tante ist vor zwei Jahren nach Pakistan gezogen, weil ihre beiden Jungen erkrankt waren.

Verfemt

Warum sie für das Mädchen nie etwas getan hätten?! Es hätte am Geld gefehlt ... Der Verkauf von zwei Schafen hätte das

Fahrgeld erbracht. Aber was ist an einem Mädchen gelegen? Erst später erfahren wir, daß die Eltern das Kind für tot erklärt hatten, um dem Stamme die Schande zu ersparen, vergeblich. Vergeblich – denn jetzt ist das Haus verfemt. Wir übernachteten in der Familie (und haben nicht einmal unsere Schlafsäcke dabei), sie bieten uns ihr gebrauchtes Bettzeug an, wir nehmen es an, es ist kalt. Wir essen, was uns vorgesetzt wird, in der Hoffnung, daß die Menschen des Dorfes den Fluch zurücknehmen, den sie auf das Haus gelegt haben ...

Am Abend, als wir noch einmal auf den Heuboden kletterten, um den Stall zu erreichen und Sakia gute Nacht zu wünschen, fragt sie, wann wir sie mitnehmen würden nach Pakistan?

Was sollten wir jetzt mit Sakia machen? Es war am Ende unserer Tour, und wir mußten zurück nach Pakistan, um für Nachschub zu sorgen; wir brauchten Geld, wir hatten keine Medikamente mehr, und wir konnten die Frau auch nicht zurücklassen. Ihr Atem ging immer mühsamer. Die Lepra schlägt sich im Endstadium auf den Kehlkopf. Als dieses Kind für tot erklärt wurde, vor zwanzig Jahren, da gab es bereits eine Heilung für Lepra. Das Mädchen war 1958 geboren. Und seit 1947 kann man Lepra heilen. 1968 hatten wir schon das erste nationale Leprabekämpfungsprogramm der Regierung in Pakistan vorgelegt. Als wir im Westen das Medikament entwickelt haben, haben wir es doch für diejenigen entwickelt, die es benötigen. In der westlichen Presse stand groß: Lepra ist heilbar. Damit war die Schulaufgabe gelöst. Und keiner hat weiter gefragt: Wer bringt jetzt das Medikament nach Zentralafghanistan zu Sakia? Zwanzig Jahre nach der Erfindung dieses Medikaments werden Kinder in diesen Bergdörfern noch für tot erklärt, weil der Mensch in dieser Kette gefehlt hat, der diesen zweiten, so unabdingbaren Schritt getan hat: das Medikament zu denen zu bringen, die es brauchen. Seit Anfang der achtziger Jahre haben wir ein Medikament, mit dem man die Krankheit in zwei Jahren ausheilen kann. Und zwischenzeitlich war auch der Onkel, den wir in Pakistan geheilt hatten, in den Hof gekommen und hatte gefragt: „Lebt

die Sakia eigentlich noch? Die Krankheit ist heute ausheilbar.“ Die Familie mußte natürlich sagen: „Nein, sie ist im Alter von sechs Jahren gestorben.“ Wie konnten wir jetzt Sakia helfen, ohne daß die Familie ihr „Gesicht verlor“?

Die Verschleierung der muslimischen Frau kam uns zu Hilfe.

Wir hatten Sakia gesagt, daß wir sie nach Pakistan mitnehmen wollten, nur müßten wir in der Zwischenzeit noch einiges andere erledigen. Und sie hatte eingewilligt. Am Tag vor unserer Abfahrt steckten wir sie in eine Burka, die zeltförmige Verschleierung der muslimischen Frau, setzten sie auf einen Esel und ritten sie den Berg hinunter. Esel sind unbequeme Verkehrsmittel, und Sakia war schwer krank. Wir waren froh, als wir mit erheblicher Verspätung unten auf der Jeep-Piste ankamen. Und dort weigerte sich der Jeep-Fahrer, den Wagen zu fahren, in dem diese Aussätzige saß. Der November hatte schon den ersten Frost gebracht. Um überhaupt losfahren zu können, setzten wir die schwerkranke Frau hinten auf die offene Ladefläche unseres Toyota. Es war eine Wahnsinnstour, die der Fahrer bravourös bewältigte: 29 Stunden nonstop unterwegs, nur zwei ganz kurze Pausen, über die Grenze, bis zu unserer nächsten Außenstation in Quetta.

„Toba, Toba, Gott sei mir gnädig!“

Und Sakia lebte noch, als wir ankamen. Wir holten sie dann nach Karachi. Nun dürfen aber Afghanen nicht ins Innere von Pakistan. Wir schickten also unseren jüngsten Lepra-Assistenten mit dieser Gruppe von Afghanen in der Bahn los, denn ich selber hatte in Quetta noch Verhandlungen mit der Regierung zu führen. Tatsächlich kam die pakistanische Polizei und fragte nach den Afghanen. Unser Lepra-Assistent sagte nur ganz lakonisch: „Ach wenn Sie die mitnehmen wollen, gerne“, und lüftete nur kurz den Schleier vom Gesicht Sakias. Der Polizist wurde blaß, stotterte nur noch ein Toba-Toba! (=

Gott sei mir gnädig) und verließ fluchtartig das Abteil. Die Mitreisenden in wilder Flucht hinter ihm her – „... von da an hatten wir eine angenehme Reise“, sagte Yaseen lachend, als er uns die Geschichte erzählte, „wir hatten das ganze Abteil für uns und konnten uns lang auf die Bänke legen!“

Drama in Karachi

So brachten wir Sakia wohlbehalten bis Karachi. Dort konnten wir sie zunächst nur in einem Einzelzimmer unterbringen. Wenn die Tür aufging, griff sie jeden an, der sich im Zimmer zeigte, außer Mubarik und mir, die sie herausgeholt hatten. Nach zwei Wochen dachte ich, sie würde mir unter den Händen sterben. Sie aß nicht mehr, sie wollte nicht mehr leben. Es kam ihr wohl erst jetzt zum Bewußtsein, was sie erlebt hatte, wie sie um ihre Jugend, um ihr Leben betrogen worden war. Dann auch die Umstellung: Zum ersten Mal in ihrem Leben lag sie in einem Bett, sie hatte vorher immer im Stall gelegen. Erst jetzt bekam sie regelmäßig zu essen. Lange konnte sie sich mit keinem unterhalten, da sie kein Urdu sprach. Dann übertrug sie ihr Zutrauen auf Jeannine. Ausländer sehen für Menschen, die sie nicht gewohnt sind, ja ähnlich aus. Später erfuhr sie, daß eine Lepra-Assistentin Schiitin war wie sie. Dann ließ sie die ins Zimmer. Schließlich kam eine Periode, in der sie sich nachts in die Küche schlich, alles Eßbare einsammelte und sich damit in ihr Zimmer einschloß. Später tat sie das immer noch, verteilte aber ihre Beute an ihre afghanischen Mitpatientinnen. Und danach überraschte sie uns eines Abends, als sie vor dem Fernsehschirm tanzte. Sie fühlte, daß sie gesundete, sie konnte jetzt frei durchatmen, sie hatte keine Nervenschmerzen mehr, die Wunden an den Händen waren verheilt. Sie wußte: eines Tages würde sie gesund sein. Und dann war sie eines Tages einfach verschwunden. Die Polizei brachte sie uns zurück, da sie ja als Lepra-Kranke erkennbar war. Ach, sagte sie, sie hätte nur einmal ausprobieren wollen, wie das wäre: so frei

herumlaufen zu können. „Ich habe aber nie gewußt“, sagte sie, „daß es so schwierig ist, in einen Bus zu kommen!“

Allmählich wurde sie unseren Besuchern bekannt. Man machte ihr Geschenke. Sie bekam Kleider, auch ein goldenes Täschchen. Einmal war auch eine Beschäftigungstherapeutin kurze Zeit bei uns; unter ihrer Anleitung fing sie an zu malen, wunderschöne Dinge. Und als wir dachten, Sakia sei jetzt über den Berg, da habe ich selber einen ganz großen Fehler gemacht. Als ich wieder einmal für kurze Zeit im Krankenhaus war, zurück vom Außendienst, machte ich in einer unserer Besprechungen den Vorschlag, wir sollten doch auch auf der Station Spiegel anbringen, einmal aus psychologischen Gründen, im Hinblick auf unsere Angestellten: damit die ihre weißen Kittel wechselten, wenn sie im Spiegel sahen, daß sie schmutzig waren. Aber auch aus medizinischen Gründen: Es gibt eine Augenkomplikation der Lepra, deren Spätfolgen man durch bestimmte Übungen verhüten kann. Der Patient kann vor dem Spiegel sehen, wie sich das Auge wieder schließt. Ich dachte, es würde Patienten motivieren, die Augenübungen regelmäßig durchzuführen, wenn sie die Ergebnisse selbst an sich beobachten konnten. Jeder in der Besprechung fand die Idee großartig. Wir haben die Spiegel angebracht – am nächsten Morgen waren sie alle zerschlagen. An jenem Tag hatte Sakia sich zum ersten Mal im Spiegel gesehen. Darauf schloß sie sich wieder in ihr Einzelzimmer ein. Wir alle standen davor, haben gefleht und gebettelt. Wir haben sie angefleht, aufzumachen. Am dritten Tag hat sie uns dann hereingelassen. Da saß sie auf ihrem Bett und weinte vor sich hin: „Und ich habe doch gedacht ... Und ich habe doch gedacht ... Und mir ging es doch so gut, und ich habe doch geglaubt, ich könnte noch einmal ein Baby haben!“

Zunächst hatte Sakia die moderne Therapie nicht vertragen, sie war zu geschwächt dazu. Inzwischen ist sie auf die neue Therapie umgestellt, nach wenigen Monaten wird sie ausgeheilt sein.

Dann können wir auch mit der Wiederherstellungschirurgie anfangen. Und warum soll sie nicht noch heiraten und ihr

Baby bekommen? Ich denke nur, und jetzt immer noch: So ist das also, da ist man 27 Jahre im Projekt, man setzt sein Leben aufs Spiel, um so eine Frau zu finden, und dann, wenn man beinahe am Ziel ist, sie beinahe geheilt ist, dann passiert einem so ein Fehler. Sie hätte sich auch das Leben nehmen können, aufgrund meiner Gedankenlosigkeit. Es hat mich tief betroffen gemacht, daß ich so etwas tun konnte.

Kein Grund zur Überheblichkeit

Wenn ich jetzt an die Geschichte Sakias zurückdenke, auch an das Verhalten ihrer Umgebung – es gibt keinen Grund zur Überheblichkeit.

Nicht einmal in ihrem Fall, die von ihren engsten Angehörigen immerhin für tot erklärt und in den Stall gesperrt wurde, kann man eigentlich sagen, daß ihre Familie sich nicht um sie gekümmert hat. Mit der Pest bei uns war es doch ähnlich: Kranke wurden isoliert, um den Rest der Familie zu retten, nicht weil sie nicht mehr geliebt wurden. Und unsere Haltung Aids gegenüber ist von ähnlichen irrationalen Ängsten geprägt. So ist auch die panische Angst vor der Lepra einfach zu stark. Die Familie hat sich, auch als man Sakia ausgesperrt hatte, um sie gekümmert, hat ihr das Essen gebracht, Jon hat die Familie Sakias bei seinem letzten Afghanistanaufenthalt besucht, die Leute behandelt, ihnen Medizin gebracht. Alle wollten sie wissen: „Wie geht es Sakia?“ Sicher: Zurückhaben wollten sie sie nicht. Sie wußten sie in Pakistan in der Behandlung gut aufgehoben. Und als Jon die Kamera herauszog, um sie zu fotografieren, baten sie ihn: „Bitte mach doch auch ein Bild von diesem Wandbehang, den Sakia gemacht hat, damit sie ihn wiedersieht.“ Es gibt noch die Beziehung zu Sakia, sie ist nicht aus der Familie verstoßen.

Nicht anders war es ja mit Kurban, der jetzt Lepra-Techniker in Lal ist. Auch er mußte von seiner Familie weg und wurde nach Pakistan geschickt zur Behandlung. Aber sein Vater ist viele Male unter sehr schwierigen Umständen nach Pakistan

gereist. Seine Mutter hat nicht einen Moment aufgehört, ihn zu lieben. Es gibt keinen Zweifel, daß die Stärke dieser Liebe ganz außerordentlich ist. Ausgestoßen sind die Kranken von der Gesellschaft. Aber die Familienbande halten.

Oder eine ganz alltägliche Beobachtung: Ein Patient in einem Krankenhaus eines europäischen Landes mag vielleicht, wenn er Glück hat, einmal am Tag Besuch von seiner Familie bekommen. Am Bett eines Patienten, den wir in Afghanistan versorgen, sitzen sechs Personen. Und sie denken gar nicht daran, aufzustehen und nach Hause zu gehen. Ich erinnere mich an einen Patienten in Sheikh Ali, der mit einer lebensgefährlichen Schußverletzung zu uns kam. Die Hauptschlagader war geplatzt, was zu einer massiven Blutung führte. Wir brauchten für die medizinische Behandlung ungefähr zwei Stunden. Sie verwandten die gleiche Zeit darauf, um ihn ins Bett zu schaffen, ihn umzudrehen, alles mit solcher Sorgfalt und Aufmerksamkeit für die kleinsten Details, daß wir dadurch richtiggehend beschämt wurden.

Es gibt wirklich keinen Grund, überheblich zu sein.

Drei Jahre später

Die Frage des Kardinals

Karachi. Drei Jahre nach meiner ersten Expedition. Ich hatte eine Unterredung mit dem Kardinal; er ist der Vorsitzende des Krankenhaus-Ausschusses des Zentralkrankenhauses in Karachi und als solcher für die Finanzen verantwortlich.

„Ich wollte es nur klarstellen“, sagte ich, „alle finanziellen Transaktionen, die mit dem Afghanistanprojekt zu tun haben, sind illegal. Satzungsmäßig ist Marie Adelaide Leprosy Centre auf Pakistan beschränkt, und wir legen dem Buchprüfer Quittungen auf Persisch aus Afghanistan vor ...“

„Für wie wichtig halten Sie das Projekt eigentlich?“ fragt der Kardinal, „gemessen an den Risiken, die wir eingehen?“

Wichtig?!

Mir verschlägt es für einen Augenblick nicht nur die Sprache, sondern auch den Atem.

„Wahnsinnig wichtig“, sage ich mit aller mir zur Verfügung stehenden Überzeugungskraft. Und dann, noch einmal, leiser: „... alles, was in Afghanistan geschieht, halte ich für enorm wichtig ...“

„Ich bin nicht so ganz überzeugt“, sagt der Kardinal.

Wie kann ich es erklären? Jemandem, der nie dort gewesen ist?

Damals, 1984, war es ja nicht anders gewesen. Das ist drei Jahre her. Und in diesen Jahren sind wir durch alle die zu erwartenden Enttäuschungen gegangen – auch Afghanistan hat seinen ermüdenden Alltag ... Aber die Dringlichkeit, die Dringlichkeit ist nur gewachsen. Daß wir inmitten von Sinnlosigkeit und Kampf und Tod ein Programm aufbauen, das dem Leben dient – daß wir es sorgfältig und systematisch

tun und so der Zukunft eine Chance geben, indem wir an sie glauben – daß es quer über alle kämpfenden Fronten anerkannt wird, daß wir jedem dienen ... für wie dringlich ich das Programm halte?

Für unaufgebbar!

Taxi nach Afghanistan

Merkwürdig – diesmal hatte ich Angst. All die letzten Tage vor der erneuten Abreise. Angst vor der Fahrt, der Einöde, den Strapazen, der Gefahr. Gut, daß ich so beschäftigt war mit hundert anderen Aufgaben. Warum eigentlich Angst? Vielleicht weil ich nicht von den Russen nach Kabul gebracht werden möchte – das sind wohl Kindheitserinnerungen aus der Zeit, als sie Deutschland besetzten. Irgendwie bin ich vielleicht auch zu müde, ich müßte mich schon zwingen, so ein Abenteuer auch zu genießen.

Und dann ging alles doch viel schneller als vorgesehen. Morgens um vier Uhr holte mich Mubarik ab. Wieder die endlose Fahrt durch Belutschistan – abends um sieben Uhr erreichen wir die letzte Grenzstation. Morgen ist Id (der höchste religiöse Feiertag der Muslims), da fährt keiner der „öffentlichen Busse“ von Pakistan nach Afghanistan. Zum Glück ist einer der „Teestuben“-Besitzer in Tschirma der Bruder eines unserer Patienten. Er besorgt uns eine Fahrtmöglichkeit. Eine kurze Nachtruhe im Rücksitz unseres Jeeps – um zwei Uhr morgens, sagen sie uns, sollen wir uns bereit halten. Ali, der 15jährige Fahrer – das siebzehn Jahre alte Fahrzeug – die Ausländerin – und ein Fahrgast mit streng verbotener Konterbande: einem Lautsprecher – wenn uns die Russen schnappen, ist die Besatzung im Gefängnis, und der Wagen in Flammen aufgegangen. Aber warum sollen uns die Russen schnappen?

Der Fahrer – als wir abfahren um drei Uhr morgens im Stockdunkeln, da wußte ich noch nicht, wer am Steuer saß. Nur, daß er ausgezeichnet fahren konnte, das war schnell klar

– und daß er den Weg offensichtlich im Traum kannte. Mit schlafwandlerischer Sicherheit durchquert er im Stockdunkeln den Steppengürtel an der Grenze – manchmal lassen sich Fahrspuren im Sande entdecken; auf felsigem Grund kann man vielleicht noch von der Dichte des niedrigen Steppengebüsches darauf schließen, wo die Piste verläuft. Jedenfalls bringt er uns, hügelab – hügelab, mal rechts und mal links, zielsicher noch vor Sonnenaufgang in ein Dorf. „Sind wir noch in Pakistan?“ frage ich Mubarik. „Nein“, sagt er. „In Afghanistan.“

Kamelglocken läuten von fern. Eine Gruppe fröstelnder bärtiger Männer sitzt um ein offenes Feuer, dampfenden Tee in offenen Teeschalen. Von der nahen Lehm-Moschee tönt der Morgengebetsruf: Allah ist groß ...

Allah ist groß – Ali ist fünfzehn

Später. Im ersten Morgengrauen stellt sich heraus, daß unser Fahrer erst fünfzehn Jahre alt ist. „Ach“, sagt er lässig, „das ist die vierte Fahrt, die ich alleine mache. Davor bin ich schon neunmal mit meinem Vater gefahren ...“ Er fährt den knarrenden ächzenden ausgedienten russischen Wagen so, wie die Afghanen ihre Pferde reiten. Jeder Griff sitzt: Zweiter Gang – Zwischengas – Erster Gang – Zwischengas – Allradantrieb. Mit intuitiver Sicherheit wählt er von den drei, vier möglichen Fahrspuren diejenige, auf der wir ohne größere Schwierigkeiten eine Schlucht umfahren, die richtige Furt finden, und hält über Kilometer den Präzisions-Balance-Akt durch: den Wagen auf der Kante der zusammengebackenen Schlammkämme zu fahren, die die Laster während der Regenzeit aufgefurcht haben. In voller Fahrt! Die Möglichkeit, daß etwas schiefgehen kann, scheint in seinem Erfahrungsschatz gar nicht vorzukommen (so sind wir auch einmal in unsere Abenteuer gestürzt). Die endlose Ebene – die letzten Nächte mit ihrem kurzen Schlaf – ich lasse meine Gedanken treiben.

Plötzlich: ein ohrenbetäubendes Getöse. Alles fliegt durch-

einander: Gepäckstücke – Passagiere – Hühner – Kanister. Für einen Augenblick meine ich, wir seien auf eine Mine aufgefahren. Dann kommt der Wagen zum Stehen – quer zur Fahrtrichtung. Ali hat uns in ein Schlagloch gerammt.

Während wir das Chaos im Wagen auszusortieren beginnen, kriecht Ali unter den Wagen. Inspiziert den Jeep von allen Seiten. Steigt ein, wirft den Motor an, zwingt das Fahrzeug knirschend in Fahrtrichtung – zum Glück wenigstens kein Achsenbruch! Nur die Stoßdämpfer haben offensichtlich gelitten, wenn immer der Wagen über die Unebenheiten des Weges tanzt, melden sich die Stoßdämpfer: tacktack – tacktack – tack – tack. Ali fährt vorsichtig – langsam – der knapp vermiedene Unfall hatte ihn aus seiner paradiesischen Unschuld gerissen, es konnte etwas schiefgehen, die heile Welt hatte einen ersten Riß.

Man mußte vorsichtig sein – aber offensichtlich war er mit dem Wagen nicht so recht vertraut, wenn er ihn langsam fuhr – es dauerte keine zwei Minuten, da war Ali wieder bei seinem alten Fahrstil angekommen – tack – tacktack – tacktack – tacktack.

Wir sind genau zwölf Stunden unterwegs, als Ali den Wagen in eine tief eingeschnittene Schlucht an einem trägen schlammigen Fluß anhält. Wasser ist selten und eine Kostbarkeit auf diesem Wege. Zwei Jeeps stehen schon dort, die tiefe enge Schlucht schützt uns vor Hubschraubern. Wir waschen uns die Staubkruste vom Gesicht. Ali spritzt Wasser über den Wagen, steht knietief im Fluß. Schaut noch einmal nach: Öl? Okay. Benzin? Genug. Am gegenüberliegenden Felsenmassiv hält ein Freiheitskämpfer Wache. Wir winken hinauf. „Straße frei!“ ruft er hinunter. Vor uns wieder das weite Tal, in dem die Hauptstraße Kandahar-Kabul verläuft, bewacht von dem einsamen russischen Radarposten, ringsum von den Mudschedins eingeschlossen, aber in Verbindung mit Kabul, und in Kabul wird über den Einsatz der Hubschrauber entschieden ...

Ali fährt in einem rasenden Tempo – jede eingesparte Minute verringert die Gefahr, daß wir bei der Überquerung des Tales von einem Hubschrauber gesichtet werden. Die Konse-

quenzen eines solchen Intermezzos sind an den Straßenrändern leicht abzulesen: sieben verbrannte Fahrzeuge zähle ich auf der kurzen Strecke von unserem Felsmassiv zur asphaltierten Straße. Ali rast über Schlaglöcher und Stoppelfelder, eine Staubfahne hinter sich herziehend, auf die Straße zu. Das Tacktack hat aufgehört. Er fährt auf die Straße. Zweihundert Meter, nimmt die nächste Abbiegung, fliegt über den Feldweg, taucht in einer Baumgruppe unter – das ganze Manöver hat knapp zwanzig Minuten gedauert. Ali parkt den Wagen in der nächsten Wasserlache, wäscht sich den Schweiß vom Gesicht, zündet sich eine Zigarette an.

Waffenstillstand seit sechs Monaten

Eine knappe Stunde später hocken Mubarik und ich an einem der kristallklaren Bergbäche vom Hochland von Zentralafghanistan. Ich vergrabe mein Gesicht in einer Handvoll duftender weißer Kleeblüten. „Wie zu Hause“, sage ich, „Butterblumen und Thymian und Kornraden und Vergißmeinnicht.“ Auf der anderen Seite der schmalen Talsohle eine Reihe von Pappeln, geknickt und verbrannt. Vor sechs Tagen war der letzte Bombenangriff, übersetzt Mubarik. Seit sechs Monaten herrscht „Waffenstillstand“, läuft das Regierungsprogramm der „Nationalen Versöhnung“ ...

Wir haben noch sechs Fahrstunden vor uns, durch den Hindukusch. Der Wagen fährt mühelos – ich muß doch vor mich hin grinsen. Was ist mit den Stoßdämpfern geschehen?

„Hat der von der Regierung einseitig erklärte Waffenstillstand eigentlich Erleichterung gebracht?“ frage ich Mubarik.

„Vorteile und Nachteile“, sagt er. Katastrophal waren allerdings die Minen. – Als die Russen ihre Garnison in Loman stationiert haben, haben sie die ganze Umgebung vermint; und als sie sich zurückzogen, ließen sie die Minen dort. Und als die Leute ihre Felder wieder bestellen wollten, sind unzählige umgekommen – oder sie wurden fürs Leben zu Krüppeln verwundet ...

„Und die Vorteile?“

„Der Heldenklau hat aufgehört“, sagt Mubarik. „Früher haben sie mit ihren Hubschraubern einfach Jungen im wehrfähigen Alter eingesammelt. Jetzt landen die neben einem Fahrzeug, durchsuchen es, und wenn sie nichts finden, lassen sie den Wagen durch.“

„Was suchen sie? Waffen?“ frage ich.

„O nein“, sagt Mubarik, „irgendwas – vor sechs Wochen haben sie den Fernlaster meines Freundes in Brand gesteckt, nur weil er Butter und Margarine von Pakistan gebracht hat, um sie hier weiterzuverkaufen, und ein Motorrad. Der Mann ist für sein Leben finanziell ruiniert – und im ganzen Tal kann man keine Butter kaufen.“

„Wo kriegt ihr denn Nachschub her, einfache Lebensmittel und Gebrauchsgüter?“

„Sie riskieren es immer wieder – aus Pakistan. Und aus Kabul. Wir Jungen wagen uns nicht nach Kabul, das ist wie eine Mausefalle, die zwangsrekrutieren in der Stadt alles unter Vierzig – aber unsere Alten gehen nach Kabul und kaufen ein. Es gibt Lebensmittelkarten. Die sammeln die Ladenbesitzer ein, und sie gehen nach Kabul und kaufen ein. Nur Zucker darf man nicht ausführen und keine Medikamente. Die muß man schmuggeln.“

„Die Fahrpreise sind hoch“, sage ich, „wo kriegt ihr eigentlich euer Benzin her?“

„Aus Kabul“, sagt Mubarik.

„Wie? Man kann doch kaum so einen Benzintanker aus Kabul schmuggeln?“

„Man kann eine Fahrerlaubnis von der Regierung kriegen“, sagt Mubarik, „wenn man einmal einen kostenlosen Transport für die Regierung von Kabul bis zur russischen Grenze und zurück gefahren ist, kriegt der Fahrer einen Ausweis. Dann lassen sie sich hier heimlich dicke Reservetanks einbauen, die werden gefüllt, und was von der Fahrt übrigbleibt, das wird hier verkauft. Halb mit Wasser vermischt für die, die man nicht kennt (1984 zählten wir noch unter diese Kategorie Kunden!), ungepanscht an seine Freunde (das geschieht heute).

Aber die Risiken wirken sich natürlich auf die Transportkosten aus.“

„Was ist eigentlich aus der Brücke geworden, weißt du, die, bei der die Pfeiler von der Flut weggerissen waren, sie lag bloß noch bei den Ufern auf, und trotzdem fuhren die Laster noch drüber, und wir auch ...“

„O“, sagt Mubarik, „die besteht noch, die ist repariert.“

„Wer tut das: Brücken reparieren?“

„Die Vereinigung der Transportunternehmer.“

„Und wer hält die Straßen instand?“

„Die Vereinigung der Transportunternehmer zahlt Stundenlöhne. Mit Selbsthilfe allein läßt sich das nicht machen, bei einem Straßennetz, das alle dreißig, vierzig Kilometer ein Dorf verbindet, und zwischendurch nichts als Steppe oder Gebirge.“

„Und das alles wirkt sich dann auf die Fahrpreise aus?“

„Klar“, sagt Mubarik.

Wir werden es spüren, wenn wir uns auf den Weg machen, die nächsten Wochen.

Wo kleine Leute zusammenhalten, da wird die Welt heil

Lösegeld in Zia Buta

Wir waren, ehe wir unsere letzte Außenstation erreichten, schon zehn Tage in Zentralafghanistan unterwegs gewesen – in einem Land ohne Straßen. Am neunten Tag, wir hatten noch einen dreiviertel Tag zu fahren und waren schon in Siegesstimmung, da hielten uns nachts die Mudschahedins in Zia Buta an und sagten, wir könnten zwar weiterfahren, aber ohne die Medikamente, die brauchten sie. Die ganze Nacht wurde verhandelt. Schließlich gaben wir ihnen sechs Kartons als Lösegeld. Wie beiläufig, aber mit deutlichem Unterton, ließen wir einfließen, wir hätten die Medikamente schon anderen Mudschahedins aus anderen Stammesregionen versprochen. Das stimmte auch. Sie sahen ein, daß das für sie Konsequenzen haben würde. Aber wie würde die Rückfahrt verlaufen?

Ja, die Rückfahrt. Das war dann auch so eine Räubergeschichte, voller Zufälle ... Wir hatten im Lager einer Mudschahedin-Gruppe übernachtet und ihnen unter großen Schwierigkeiten erklärt, daß wir weiterfahren mußten, wir wären für die Lepra-Bekämpfung im Distrikt verantwortlich, nicht für den allgemeinen Gesundheitsdienst – wir waren in Hochstimmung, als man uns endlich fahren ließ.

Jetzt näherten wir uns Zia Buta. Das Team im Wagen wurde zunehmend einsilbiger. Nur unsere treue Begleiterin Guljan plapperte noch – sie war bei der Hinfahrt nicht dabeigewesen und wußte nicht, was Zia Buta für uns bedeutete ... Ob Arif zurück war? Ob er sich mit dem Kommandeur angefreundet hatte? Oder überworfen? Was erwartete uns in Zia Buta?

Wir fuhren im Bazar ein. Hielten an, fragten nach Arif. Ein

junger Mann kam auf den Jeep zu, grüßte. „Arif?“ sagte er, „der arbeitet mit mir, ein großartiger Junge, Tag und Nacht unterwegs auf Suche nach Lepra- und Tuberkulose-Patienten, und wenn er hier ist, kann ich ihm die Sprechstunde getrost überlassen, er ist gerade wieder unterwegs, ich bin der Arzt hier, und zum Mittagessen sind Sie meine Gäste!“

Eine Außenstation des Deutsch-Afghanischen Komitees. In Peshawar hatte es lange Verhandlungen gegeben, Grundsatzverhandlungen, ob und wie und unter welchen Bedingungen die beiden Organisationen zusammenarbeiten sollten, man mußte Bonn zu Rate ziehen, keine Ergebnisse – in Afghanistan hatten unsere jeweiligen Mitarbeiter den Streit auf ihre Weise gelöst: Sie wußten nichts von all dem komplizierten Wenn und Aber und Unter-der-Bedingung-daß ..., sie hatten sich getroffen, verstanden, und teilten seither Sprechstundenzimmer und Schlaf- und Wohnraum.

Die sechs Kartons? Ja, er hätte davon gehört, und natürlich würde er mit uns zu dem Kommandeur gehen, und natürlich würden wir die zurückbekommen!, er habe gerade seinen Nachschub über Peshawar erhalten, und jetzt sollten wir erst eine Tasse Tee trinken, das Essen würde zubereitet.

Der Kommandeur, der uns so überlegen stundenlang verhört hatte und so lautstark und säbelrasselnd seine Bedingungen gestellt hatte, war sichtlich kleinlauter heute – es täte ihm leid, wirklich leid, er hätte nicht gewußt, daß wir keine „Kriegstouristen“ seien, sondern eine Gruppe, die wirklich mit seinen verlorenen Brüdern hier aushielten, daß wir nicht nur durchzögen, sondern blieben – sonst hätte er unseren Wagen niemals angehalten – und die Kartons, ja, die konnten wir zurückbekommen, natürlich.

Wir warteten. Nichts geschah.

Die Kartons?

Ja ja, die kämen jetzt, sie müßten sie nur aus dem Vorratsraum herausholen.

Ob wir helfen könnten?

Nein, danke, nein – –

„Die Vitamine können Sie behalten“, sagt Jon, der unsere

Gruppe leitet, „auch das Penicillin, und das Verbandsmaterial.“

„Oh“, sagt der Kommandeur.

Keine fünf Minuten später erscheint der erste Karton, Herzmittel, Laborsachen, Patientenkarten; der zweite, dritte, vierte, fünfte. „Und der sechste?“ fragt Jon.

„Da sind Verbandsmittel drin“, sagt der Kommandeur.

Diesmal warten wir die Erlaubnis nicht ab. Marschieren zielbewußt in die Richtung, aus der die ersten fünf Kartons erschienen sind. Der sechste enthält die Laborfärbelösungen!, von den Mudschahedins fälschlich als antiseptische Lösungen zur Wundbehandlung angesehen, aber noch nicht angebrochen.

Wir teilen brüderlich: Verbandsmaterial, Penicillin, Vitamine für die Mudschahedineinheiten – den Rest für uns.

Noch eine Tasse Tee. Wir schütteln uns die Hände. Als Jon seine kostbare Beute im Wagen verstaute, war er stolz wie nie. Daß er die Laborlösungen zurück hatte!

Wir hatten nämlich oben in Lal keine Tuberkulose diagnostizieren können, weil die Laborlösungen fehlten. Ich hatte Jon schon ungläubig gefragt, wie er denn hätte packen können und die Laborlösungen vergessen? Er war ganz durcheinander: „Ich habe sie bestimmt eingepackt.“ Wir haben gekramt und noch einmal gekramt, das oberste zuunterst gekehrt, alles untersucht und nichts gefunden. Und jetzt fanden sich die Lösungen unter den sechs beschlagnahmten Kartons.

Der Tag, an dem wir Guljan fanden

Das Drama mit Guljan bei der Rückfahrt. Den ersten Teil hatten wir ja schon hinter uns. Wir hatten bei dieser Rückfahrt Guljan mitgenommen, ein Mädchen, das Vater, Mutter und Bruder verloren hatte und leprakrank war. Der Bruder hatte sich heimlich abgesetzt, die Schwester war verschwunden, niemand wußte, wohin. Erst hatte sie der Onkel väterlicherseits aufgenommen, sie aber dann wegge-

schickt. Dann hatte sie der Onkel mütterlicherseits aufgenommen. Und dann bestand seine Frau auch darauf, daß das Mädchen weggeschickt würde.

Der Tag, an dem wir Guljan fanden. Sie stand in einem Winkel der Bergbauernhütte, in der wir die Sprechstunde abhielten, fünfzehn Jahre, im roten Trachtenrock der Bergstämme, mit großen Brombeeraugen und pechschwarzen Zöpfen. Was ihr fehle? fragte ich.

Sie lächelte mich scheu und wortlos an.

„Masuma“, sage ich zu unserer jungen Helferin, „Vorsichtsuntersuchung auf Lepra, und wenn sie nur gekommen ist, um die fremden Gäste zu sehen, dann schick sie heim.“

Das war der Anfang.

Masuma, zwanzigjährig, in den Wochen des Einsatzes früh gereift, erfragte aus dem verstörten, schluchzenden Kind die ganze Vorgeschichte. Ja, der Onkel sei noch hier, der warte draußen, aber er wage sich nicht, sie wieder mit nach Hause zu nehmen, seine Frau mache ihm Szenen wegen – wegen – sie schluckte, „wegen der Aussätzigen“, sagte sie dann verzweifelt. Das ganze Dorf sei gegen sie.

Wir würden mitkommen, sagten wir, und mit dem Dorf reden und mit der Frau. Lepra, was sei heute schon Lepra? In zwei Jahren wäre sie geheilt.

Wir laufen über die Wiesen, Guljan hält mich bei der Hand. Hilft mir sorgsam und stolz über die schwankende Brücke über den Wildbach. Wie wir uns dem Dorf nähern, wird sie einsilbig. Neugierige Augenpaare schauen durch Türspalten, schlagen die Tür zu, sobald wir uns nähern. Die Dorfstraße ist wie ausgestorben. Wir fragen uns mühselig zum Hause des Onkels durch. Ein eisiger Empfang. Dann eine Flut keifender Stimmen, als wir uns in den dunklen, von Kindern und Frauen vollgestopften Innenraum drängen. Wir setzen uns an der kalten Feuerstelle mitten im Raum auf die schmutzige Matte; Guljan eng an mich geschmiegt, mehr kann ich nicht tun als diese Demonstration vor allen, ich spreche nicht Persisch, die Verhandlung übernehmen Masuma und Kurban, hin und wieder von Jon sekundiert.

Nach eineinhalb Stunden Palaver scheint die Sache perfekt. Man hat uns keinen Tee angeboten (ein deutlicher Hinweis, daß man uns als unerwünschte Eindringlinge abstempeln will!), aber sich bereit erklärt, Guljan im Hause zu behalten. „Wir haben erklärt, daß die Krankheit heilbar ist“, sagt Jon. „Glücklich sind sie über die Lösung nicht, aber sie haben zugesagt.“

Guljan begleitet uns bis zum Dorfende. Wortlos. Dort steht sie, klein und verloren, unter einer riesigen Pappel, und schaut uns nach.

Wir nehmen den Wiesenpfad, überqueren den Bach, beginnen die Steigung zur Piste, wo wir den Jeep geparkt haben. Mein Herz ist schwer.

„Und wo soll ich hin?“

Da plötzlich – ein Schrei. Jon dreht sich um, bleibt stehen. Guljan, mit fliegenden Zöpfen und wehendem Rock, naßgeschluchzt und keuchend von der Flucht, schneidet Jon den Weg ab. „Nehmt mich mit“, fleht sie weinend, „sie haben das alles nur so gesagt – wenn ihr mich zurückläßt, die setzen mich doch aus, und wo soll ich hin?“

Schweigen.

„... und wo soll ich hin?“ sagt sie mit leiser verlorener Stimme. Wohin? Jon schaut ratlos auf das Bündel, das da zu seinen Füßen sitzt und schluchzt.

„Ich bin dagegen“, sagt er, „prinzipiell dagegen, daß wir Patienten nach Pakistan nehmen, deshalb sind wir doch hergekommen, damit wir den Leuten hier zeigen, daß Lepra heilbar ist.“

„Aber Guljan –“, sagt er. „Guljan“, sagt er, „das ist wohl eine Ausnahme. Javaid kennt in Manghopir eine Frau aus Afghanistan, die heißt genau wie Guljans verlorene Schwester, vielleicht war sie auch krank und hat sich heimlich abgesetzt?“

So kam es, daß wir Guljan mitnahmen. Ihr Bündel – ja, was war ihr Bündel? Sie hatte einen verschlissenen Umhang, der

diente als Handtuch und Taschentuch, als Decke zum Schlafen, als Regenschutz und Verschleierung. Dann hatte sie noch ein Stück Holzkamm, den trug sie in der Tasche. Sonst keinen Besitz. Sie eroberte den Rücksitz im Jeep und thronte dort, Gesicht gegen den Fahrtwind, die Tränen fortgeblasen, mit bebender Bereitschaft, dem Abenteuer eine Chance zu geben. Hin und wieder tastete sie nach meiner Hand, lächelte mich an. Sie hatte sich bald im Team eingelebt. Es ging alles gut, bis wir nach Pakistan zurückfahren wollten.

Eine lange Nacht bei den Mudschahedins

Daß diese zwei nichtmuslimischen Ausländer, Jon und ich, ein muslimisches Mädchen „ausführen“ wollten, das konnten die Mudschahedins nicht akzeptieren. Das Mädchen weinte bei jeder Kontrolle und flehte die Mudschahedins an: „Ich will doch raus, ich bin doch leprakrank, und ich habe doch nur noch eine Schwester, und die lebt in Pakistan. Ich habe niemanden hier, niemanden und keiner kümmert sich um mich.“ Diese Kontrollen hatten uns schon Tage gekostet, aber schließlich und endlich kamen wir zu einer Kontrolle, die ließen sich auf keine Verhandlungen ein. Sie hörten überhaupt nicht zu, sondern kassierten das Mädchen einfach ein. Ausfuhr von Mädchen aus Afghanistan sei völlig unmöglich, und sie würden sie mit zwei Ausländern auf keinen Fall fahren lassen. Diese Mudschahedins sitzen da ohne Frauen. Das Mädchen war fünfzehn, ich dachte an das, was hier passieren könnte, und sagte einfach: „Ich gebe sie nicht her.“ Guljan lag schuttsuchend in meinen Armen. Die Mudschahedins aber sagten: „Das ist unser Land, Sie haben hier keine Befehle zu erteilen.“ Als sie das Mädchen mitnahmen, ging ich ihnen nach und sagte: „Wenn ihr das Mädchen nehmt, dann behaltet ihr mich dazu. Das ist gegen alle eure Sitten, daß ein Mädchen, ein fünfzehnjähriges, allein in eurer Männerunterkunft übernachtet.“ Ich nahm das Mädchen fest in meine Arme: „Entweder ihr kriegt uns beide oder keine. Zumindest keine

von uns lebend.“ Darauf erklärten sie sich bereit, uns beide zu nehmen, und schlossen uns in einen Raum, in eines ihrer höhlenartigen Verstecke. Wir durften nicht zum Wagen zurück, es war dunkel, und ich hatte keine Taschenlampe mitgenommen. Auch keinen Schlafsack. Unsere Lepra-Helfer waren draußen, ohne daß eine Verständigung möglich gewesen wäre. Wir waren in diesem dunklen Raum isoliert. Ich kenne nur wenige persische Worte, konnte mich also weder verständlich machen noch verstehen, was um uns herum gesprochen wurde.

Es war dunkel und feucht, wir froren. Ich fühlte mich hoffnungslos ausgeliefert: Wenn sie uns hier nicht wieder herausließen, an wen hätten wir appellieren können? Es gab kein Gesetz. Nur ein Gesetz der Willkür. Wir waren ihm ausgeliefert und auch Jon und das Team, sie konnten nichts für uns tun.

Ich glaube, wenn ich Guljan nicht gehabt hätte, hätte ich in diesem Augenblick durchgedreht, irgend etwas Verrücktes, wenn nötig, Wahnsinniges hätte ich getan, nur um die flüsternde Dunkelheit um uns zu durchbrechen, nur um diese drohende Stille zu bewegen, nur um zu wissen, wo der Ausgang war aus dieser Höhle, auch wenn ich mir nur den Kopf gegen den Stein wund geschlagen hätte. Um mich tausendfacher Tod, erlitten in deutschen und russischen Gefangenenlagern, in Dunkelzellen unter totalitärer Gewalt in allen Teilen der Welt, in Gefangenenlagern, unter den Händen der Mudschahedins tausendfache Schreie, von keinem gehört. Warum? Du – du läßt es zu, warum? Und irgendwo fern eine Frage, wollt auch ihr gehen – Schweigen – und eine Antwort, eine verlorene Antwort – wohin ...? wohin? ...

Ein winziges Licht

Guljan kuschelt sich näher an mich und bringt mich zurück in die Gegenwart. Ich wickle meinen Umhang fest um uns beide und ziehe sie nah an mich heran. Sie kichert befriedigt.

Sprechen können wir nicht miteinander, wenigstens nicht in einer Sprache, die wir beide verstehen.

Jemand kam in den Raum. Ich versuchte es mit einem der wenigen Sätze, die ich auf Persisch kann. „Wo ist hier eine Toilette?“ Der Mann nahm mich bei der Hand. Später bei der Schulter. Im Schutze der Dunkelheit wurde er, wie beiläufig, noch ein wenig aufdringlicher. Ich dachte an Guljan und all die jungen Freiheitskämpfer, die monatelang ohne ihre Frauen an „der Front“ sind. Er zeigte mir ein Loch in der Wand, da konnte man hindurchkriechen. Draußen war es Nacht.

Zurück in der Höhle tastete ich mich zu der Ecke, in der Guljan sehnsüchtig auf mich wartete. Wiegte sie in meinen Armen und sprach beruhigend auf sie ein, auf Englisch, Urdu, Deutsch – der Inhalt war nicht bedeutsam. So fand uns einer der Mudschahedins, der unerwartet mit einer Petroleumlampe in den Raum kam. Er blieb stehen und schaute auf uns – ein versonnener Blick, welche Erinnerungen mochten in ihm aufsteigen? Der Herrgott weiß, was in diesem Augenblick in ihm vorging – jedenfalls lächelte er uns an.

„Guljan“, sagte ich, „erzähle deine Geschichte.“

Bislang hatten die Mudschahedins uns nie zugehört.

„Ich habe keinen Vater und keine Mutter“, sagte Guljan. „Und keine Brüder. Ich habe keinen, der sich um mich kümmert. Ich bin ganz allein in der Welt, ich habe nur die Ärztin, die kam, als ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte. Ich bin leprakrank, und keiner will mich haben ... Wo soll ich hin?“

Guljan erzählte in einer singenden monotonen Sprache.

Der junge Mann hörte schweigend zu. Hörte. Angespannt und schweigend. Als er ging, ließ er die Petroleumlampe zurück. Ein winziges, flackerndes, tröstliches Licht.

Keine zehn Minuten später stand Javaid im Raum. Javaid, der Jüngste in unserem Team. „Die Lampe können Sie behalten“, sagte er hastig und halblaut, „und hier ist Ihr Schlafsack, und eine Decke für Guljan, und es wird gut ausgehen, wir verhandeln!“ Dann schlüpfte er ebenso unmerkelt wieder hinaus, wie er hereingekommen war. Wir

breiteten die Decke auf dem kalten Steinfußboden aus. Der junge Freiheitskämpfer brachte uns Tee, zwei Tassen heißen dampfenden Tee, nie hat ein Tee besser geschmeckt als der aus der Hand unseres unerwarteten Freundes. Wir krochen zusammen in den Schlafsack, Guljan gickelte, er war so eng, daß wir den Reißverschluß kaum hochziehen konnten, aber so hielten wir uns warm, und was wichtiger war: Keiner konnte an Guljan, ohne mich aufzuwecken! Ich drehte die kostbare Lampe auf Sparflamme in der Hoffnung, daß dann das Petroleum für die Nacht reichen würde, die Stimmen der Mudschahedins in der Ferne; eine Fliege summte träge, an Guljans regelmäßigen tiefen Atemzügen merkte ich, daß sie eingeschlafen war.

Die Situation war verwandelt

Der Morgen brach mit seinem fanfarenhaften Licht durch die Ritzen, ließ die Staubkörnchen in seinen Strahlen tanzen. Wir bliesen die Petroleumlampe aus und krochen aus dem Schlafsack. Unsere Jungs hatten in der Zwischenzeit intensiv verhandelt. Der Kommandeur hatte zunächst nicht geglaubt, daß das Mädchen Lepra hatte. Er sagte: „Die Ärztin schläft doch mit der unter der gleichen Decke.“ Sie ließen uns aber aus der Höhle heraus, um Guljan von ihrem Sanitäter untersuchen zu lassen.

Wo der sei?

Eine Tagesreise weit in die Berge, wir würden unter ihrem Schutz reisen.

Eine Tagesreise – unter ihrem Schutz; nein, wir mußten den Kommandeur jetzt und hier und gleich überzeugen. Schließlich hatte Guljan ja schon eine beginnende Krallenhand – wie hatte es mir weh getan, daß wir zu spät gekommen waren mit unserer Behandlung, zu spät, um sie im ersten Stadium auszuheilen – und jetzt kam uns die Krallenhand nur zu gelegen! Wir hatten noch einen zweiten, hochgradig verkrüppelten Lepra-Patienten im Wagen, der hatte eine ähnliche

Hand. Wir baten den Kommandeur zum Jeep. Mir Jan streckte seine Krallenhand aus dem Fenster. Der Kommandeur wich zurück. Guljan streckte triumphierend ihr Händchen in die gleiche Richtung, unverkennbar die gleichen Symptome – der Kommandeur starrte Guljan mit aufgerissenen Augen an. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Mudschahedins: Eine Aussätzige war eine Nacht in ihrem Lager gewesen!

Da war die Situation wie verwandelt. Sie schütteten sogar noch Benzin in unseren Tank, damit wir möglichst schnell abfahren konnten. Der Kommandeur entschuldigte sich für das Verhalten seiner Einheit. Er sei uns ja so dankbar, daß wir versuchten, der Seuche Einhalt zu gebieten. Ich dachte nur: Wie gut, daß unsere Gesundheitserziehung sich noch nicht durchgesprochen hat. Danach wußte Guljan natürlich, wie sie sich verhalten sollte. Wenn nur eine Stammesbarriere aus der Ferne auftauchte, machte sie schon ihre Hand frei. Sie saß am Fenster und hielt ihre Hand hinaus, zusammen mit dem anderen Leprosen. Es hat keiner mehr gewagt, uns festzuhalten.

Jagd aus der Gefahrenzone

Später, auf dem Weg nach Pakistan, nahe an der Grenze. Es gibt eine ganz gefährliche Stelle, eine offene, unbebaute Ebene, wo auch keine Menschen leben und kein Strauch wächst. Dort landen die Hubschrauber mit Vorliebe, das ist ziemlich sicher, denn bis die Mudschahedins dort von ihren Stellungen kommen können, vergeht eine geraume Zeit. Man hält also in der Regel im letzten Dorf nach Anguri und prüft, ob sich etwas in der Luft bewegt, ob in der Nähe ein Panzer ist, und dann versucht man, mit überhöhter Geschwindigkeit loszufahren. Man braucht aber mindestens zwanzig Minuten, um diese Stelle zu passieren. Dabei geht es gerade bei diesem Tempo über Stock und Stein, und Guljan hing gefährlich oben auf der Jeepkante, beugte sich weit in den heulenden Fahrwind und

rief dem Fahrer zu: „Konzentrier dich auf die Piste, ich beobachte die Luft und passe auf, ob Hubschrauber kommen.“

Der Fahrer lag gebeugt wie ein Rennfahrer über dem Steuerrad. Der Jeep stöhnte, keuchte, torkelte, fing sich wieder, raste über die unebene Piste den violetten Bergen am Horizont entgegen. Ich hielt mich krampfhaft am Sitz fest, versuchte, das Gleichgewicht zu halten, und keine meiner kostbaren Unterlagen zu verlieren, mit denen mich die Jungen vollgestopft hatten. „Sie sind in Verschleierung, keiner weiß, wie alt Sie sind, wir werden dafür sorgen, daß Sie keiner anfaßt, wenn uns die Russen schnappen – wenn sie Papiere bei uns finden, das kann Todesurteil bedeuten.“ Guljan jauchzte im Fahrwind. Ich atmete tief durch. Die Lage war so herrlich und total verrückt, im hellen Tag darauf zu vertrauen, daß gerade kein Hubschrauber das Gebiet überfliegt, die Wahnsinnsjagd über Stock und Stein, mit einem Jeep, der klapperte und fauchte und schepperte – ich mußte lachen, ich ertappte mich dabei, daß ich mir sagte, das also ist das High, das du regelmäßig brauchst, um in Form zu bleiben! Ich mußte meine lästerlichen Gedanken jemandem mitteilen, sie schienen mir zu verrückt, als daß ich sie hätte für mich behalten dürfen, und da Jon zu weit weg saß und der heulende Fahrwind keine Unterhaltung erlaubte, rief ich sie Khaliq ins Ohr. Khaliq, Engländer und Krankenpfleger, zum Islam übergetreten, schon das zweite Mal in Afghanistan. Khaliq saß neben mir, den Sitz umkrampft wie ich, um nicht aus dem Jeep geschleudert zu werden. „Geht Ihnen das auch so?“ wollte ich wissen. Er schaute mich fassungs- und verständnislos an.

Es geht in der Regel gut aus. Wir kamen tatsächlich heil in Pakistan an. Javaid, der uns die Schlafsäcke in die Höhle geschmuggelt hatte, brachte Guljan nach Manghopir. Die Frau von Afghanistan mit dem gleichen Namen war tatsächlich die leibliche Schwester von Guljan. Javaid erzählte später von dem Wiedersehen. „Guljan lief den Hügel hinauf, eine Frau öffnete die Tür des niedrigen Hauses. Guljan flog ihr in die Arme. Ich konnte gar nicht so schnell klettern wie sie. ich dachte, sie

wäre so glücklich. Aber da stand sie und weinte – weinte. Sie hat den ganzen Tag geweint ... „

„Das tut man, wenn man sehr glücklich ist, Javaid.“

„Ach“, sagt er, „vielleicht – weil sie ein Mädchen ist.“

Guljan – und ich habe wieder einmal gedacht: wo kleine Leute zusammenhalten, da wird die Welt ein wenig heil. In jener Nacht, da das Leid der Welt mich zu überwältigen drohte, da hat mir die kindhafte warme Nähe von Guljan über die Dunkelheit hinweggeholfen. Jons Ja zu dem Mädchen und die durchgehaltene Zuwendung haben Guljan ein neues Leben eröffnet. Heute ist sie verheiratet, als ich sie das letzte Mal sah, lachte sie mir zu, aus der Pracht ihres Brautkleides, das Lächeln eines Einverständnisses, das unser endliches Leben überdauern wird. So wächst Gemeinschaft ...

Wunder und Schrecken

Der Medikamentenkonvoi

Mein Gott – vierzehn Tage lang habe ich es mir hundertmal ausgemalt, wachend und im Traum, wie es sein würde – bei jedem Wagengeräusch sind wir vor die Tür gelaufen, und jetzt steht Jon plötzlich im Behandlungsraum und sagt „Hei“ – –.

Ich muß kurz schlucken, hole tief Atem. Dann sage ich auch „Hei“ – –, und „wie war’s?“

Das Team ist zehn Tage verspätet. Vierzehn Tage haben wir in wachsender Sorge auf Nachricht gehofft. Sie hatten warten müssen, bis der Konvoi bereit war. „Und Vollmond, denn wir sind mit ausgeschalteten Vorderlichtern gefahren.“

Mit ausgeschalteten Lichtern?, über die Pisten?!, wie ist es denn gegangen?

„Sie sehen“, sagt Jon, „wir sind hier –.“

Abends denke ich, wie situationsbedingt doch meine Ethik ist. Ich bin bestimmt prinzipiell gegen Waffenlieferungen aller Art. Aber wenn mein Jon mit unserem Medikamentenbedarf fürs ganze Jahr unterwegs ist, bin ich doch verdammt froh, wenn ich weiß, daß der Konvoi Stingers mitführt –!

Es gibt kein Gesundheitswesen im Gebiet des Widerstands. Es gibt zwar einige, die ein Geschäft wittern. Es gibt „Apotheken“, in denen man Medikamente selber einkaufen kann. Zu sehr hohen Preisen natürlich, weil die Dinge unter Lebensgefahr ins Land geschmuggelt wurden. Es hat sich da so eine Art Basiskrankendienst im Basar entwickelt, kein Basis-Gesundheitsdienst. Wir würden hier gern mit Ausbildungsmaßnahmen helfen.

Viele sind an Ausbildungsmaßnahmen brennend interessiert. Sobald wir ein Ausbildungsinstitut in unserem Feldlaza-

rett aufmachen können, werden wir hoffentlich eine Gruppe von Ausbildern heranziehen können. Man muß Hilfe zum Helfen anbieten. Der Bedarf ist ungeheuer groß. Denn Notfälle sind an der Tagesordnung.

Kampf um Houssain Alis Leben

Zum Beispiel Houssain Ali. Ein Granatsplitter hatte ihm die Schlagader am Oberschenkel durchgeschlagen; als sie ihn einlieferten, war er schon fast bewußtlos, aber irgendwie hatten seine Kameraden durch einen Druckverband die Blutung zum Stehen gebracht. Vielleicht blutete er aber auch nur nach innen, ins Gewebe, das Bein war unförmig geschwollen. Als ich gerufen wurde, lag er auf dem Tisch in unserer Notambulanz in Sheikh Ali – blaß wie eine Marmorstatue, der Puls nicht mehr fühlbar, die Atmung mühselig – nur mit Bluttransfusionen hätten wir dem Jungen noch das Leben retten können. Aber wir hatten kein Blutgruppen-Bestimmungsgerät (die Reagenzien müssen auf Eis transportiert werden, von Pakistan – wie?!), und wir hatten kein Blutübertragungsgerät. Nur noch eine Flasche Blutersatzflüssigkeit.

Operieren? – ein nochmaliger Blutverlust wäre unvermeidlich gewesen, bei einem Eingriff wäre er uns unter den Händen gestorben.

Es gibt Tage, da gibt man sich dem Unvermeidlichen hin, ohne groß nachzudenken. Da tut man das Jeweils Nötige, ohne das Leid so nah ans Herz heranzulassen, daß es einen verwundet. Tage der Effizienz – oder der Resignation – oder schlicht der Überlebenstaktik.

Und es gibt Tage der Wehrlosigkeit, an denen überflutet mich das Leid, greift nach meinem Herzen, bricht über mich herein.

Hassan und Jon spritzen Antibiotika, verstärken den Druckverband. Über uns brummt einer der Hubschrauber der Zentralregierung, ihre einzige Möglichkeit, im Aufständischengebiet präsent zu sein: im Luftraum. Die Zivilbevölke-

rung geht in Deckung, wenn sie einen Hubschrauber ihrer eigenen Regierung sieht. Ich kenne es. Aber heute, heute, mit Houssain Ali, dem Tode nahe, und eine Bluttransfusion würde ihm das Leben retten – heute muß ich an die Hubschrauber denken, in Deutschland, die die Unfallopfer von den Autobahnen ins nächste Krankenhaus fliegen – in zwanzig Minuten hätten wir Houssain Ali in Kabul gehabt, in spätestens einer Stunde auf dem Operationstisch, die Blutkonserven angelegt –.

Hassan und Jon verstärken den Druckverband, spritzen Herzmittel, warten auf eine Anweisung von mir. Ich verlasse den Raum. Draußen ist es dunkel, feucht und still. Mein Herz, mein Kopf sind in wildem Aufruhr. Ich bin kein Chirurg – sollte ich das Unmögliche riskieren? Warum, Herr, läßt du es zu, warum schickst du mich in Situationen, denen ich nicht gewachsen bin? Wenn du doch wußtest, daß ich nach Afghanistan gehen würde: warum hast du dann mein Leben nicht so eingerichtet, daß ich chirurgische Erfahrungen gesammelt habe? Warum läßt du den Hubschrauber nicht landen? Hassan hat Blutgruppe 0, Universalspender, wie soll ich transfundieren? Soll ich transfundieren? Hassan hält sich selbst nur noch mühsam aufrecht. Fünfhundert Kubikzentimeter, das rettet Houssain Ali nicht und schwächt Hassan –. Das bleiche Gesicht des Jungen vor meinen Augen – mir ist schwindlig, einen Herzschlag lang lehne ich mich gegen die Pfosten der rohen Holztür – da haben die wartenden Mudschahedins mich schon erspäht. Sie wollen wissen, wie es um Houssain Ali steht.

„Wenig Hoffnung“, sage ich ruhig und gefaßt. „Er braucht Blut, das können wir ihm hier nicht geben. Wir haben getan, was wir konnten, versuchen Sie, Badani zu erreichen. Das Rote Kreuz hat Transfusionsmöglichkeiten.“

Badani. Zwanzig Stunden Fahrt, mit dem Laster, wenn es gutgeht. Wenn es gutgeht. Und vielleicht hat Badani auch keine Blutkonserven vorrätig, wer weiß. Er wird nicht ankommen, in Badani – aber ich brauche ihn nicht sterben zu sehen. Seine Kameraden werden ihn begleiten, sie sind es gewöhnt, Allah Malik – Gott ist der Herr.

Mein Gott aber, mein Gott, der in der Gestalt des Brotes bei mir ist, mein wehrlos ausgelieferter Gott, der Houssain Ali so sehr geliebt hat, daß er sein Leben für ihn gegeben hat – sein Leben – mein Gott, in der Gestalt des Brotes bei mir, mein Gott hat mich verlassen – -. Hat uns verlassen.

Wir hörten es zwei Tage später, Houssain Ali war auf dem Transport verstorben. „Wir hätten ihn doch operieren sollen“, sagt Jon. Heute weiß ich, ich hätte seinen Kameraden die Gefahr eines erneuten Eingriffes erklären sollen und daß keine Hoffnung für ihn bestünde, einen längeren Transport zu überleben, und wenn sie zugestimmt hätten, hätte ich das Unmögliche doch versuchen und operieren sollen. Trotz meiner mangelnden Erfahrung. Es wäre die einzige, die einzige Chance, eine winzige Chance für den Jungen gewesen.

Der Tag, an dem ich drei Kinder verlor

Ja, und dann bin ich nach Deutschland und habe mich um einen Chirurgen bemüht. Um einen Chirurgen. Und das Not-Ärzte-Komitee – nein: Dr. Neudeck hat mir einen versprochen. Und Christian ist nach Afghanistan gegangen und hat im Notkrankenhaus operiert, und keine sechs Wochen später war er bereits wieder in Deutschland zurück. Das Genf-Abkommen, der Bürgerkrieg und die Drohungen einer Mudschahedin-Partei, all die Gefahren, die Gruppe hat sich nicht halten können. Und jetzt versuchen wir es erneut.

Eine Erinnerung, die ich nie vergessen werde: ein siebenjähriger Junge. Er war vom Pferd gefallen, hatte sich den Zügel um das Handgelenk gewickelt, und das Pferd hatte ihn mitgeschleift. Natürlich hatte ich keinen Röntgenapparat, um zu untersuchen, wo er sich etwas gebrochen hatte. Er wollte sich nicht auf den Rücken legen. Er habe zu viele Schmerzen.

Diesen Buben haben sie drei Tage lang zur Außenstation getragen. Drei Tage war Feroz mit seinen Schmerzen unterwegs. Ich fragte ihn: „Wie machst du denn das, wenn du dich nicht umdrehst, kannst du ja auch nichts essen.“

Er: „Ich kann doch nichts essen. Ich kann das eben nicht. Ich kriege das nicht runter.“

Und ich: „Du mußt doch etwas trinken.“

Er: „Wie soll ich denn das machen, so auf dem Bauch: etwas trinken?“

Die Eltern des Jungen waren tot, beide. Der Krieg. Sein Onkel sagte, daß der Junge schon seit zwei Tagen keinen Urin gelassen hätte. Der Junge war ganz ausgetrocknet, wir mußten eine Lösung finden. Halt, Milchpulver! Wir hatten noch Milchpulver in der Küche. Wir machten eine Tasse Milch zurecht, steckten einen Infusionsschlauch in die Tasse, damit konnte er saugen. Feroz lebte richtig auf. Er hatte weder geweint noch irgendein Wort der Klage von sich gegeben. Er setzte sein kleines tapferes Lächeln gegen den Schmerz und fragte nur immer wieder, wo denn sein Pferd jetzt wäre? Feroz ist dann an Tetanus gestorben. Schrecklich. Feroz war nicht der einzige. Ich habe an einem Tag drei Kinder verloren.

Die Prozession mit dem leeren Charpoy

Andere haben wir natürlich retten können. Als wir gerade bei der Versorgung eines Verwundeten waren, kam eine Gruppe Dörfler und rief uns zu einer Frau, die nach einer Entbindung stark blutete. Ich konnte nicht weg. Überdies war es Nacht. Wir schickten einen unserer Mitarbeiter mit Infusionen los. Nach zwei Tagen kamen sie mit dieser Frau zurück. Sie hatten sie zwei Tage lang auf einer geflochtenen Bettstelle zu unserer Station getragen. Die Frau hatte ein zweijähriges Kind bei sich und ein Neugeborenes, ich erinnere mich noch, wie sie sie hereintrugen. Das Zweijährige kletterte auf die Bettstelle, als die Männer sie auf den Boden setzten, und versuchte zärtlich, die Mutter aufzuwecken. Die war bewußtlos. Es war das letzte Bild, das ich von ihr hatte, denn wir mußten zu einem dringenden Fall in ein anderes Dorf und zum Außendienst. Nach etwa zehn Tagen kamen wir wieder zurück. Wir waren mit Pferden unterwegs gewesen – ein traumhaft schöner Ritt!

–, man muß sich ja auch freuen können, man kann das Leid nicht ständig mit sich tragen, und ich hatte die Frau wirklich vergessen in der Zwischenzeit. Als wir wieder einritten, da sah ich die Prozession der Dörfler mit dem leeren Charpoy, dieser geflochtenen Bettstelle, wieder abziehen. Wir waren in der Zwischenzeit auch in dem Dorf gewesen, aus dem diese Frau gekommen war, und wußten aus eigener Erfahrung, wie weit und beschwerlich der Weg war; die Vorstellung, daß man die Frau so weit getragen hatte, war schier unglaublich. Und die Dorfbewohner hatten uns gefragt, wie es der Frau denn ginge. Wir konnten nur antworten: „Als wir wegritten, war sie noch am Leben.“ Und als sie jetzt das leere Bettgestell wegtrugen, krampfte sich mir das Herz zusammen. Ich fragte die Lepra-Assistenten, die auf der Station geblieben waren, nach der Frau. „Ach“, sagten die, „die ist doch heute morgen zurückgeritten mit den Kindern.“

Wunder an unserem Weg

Auch solche Wunder sind immer wieder geschehen, rechts und links an unserem Weg.

Oder als sich die zwei jungen Männer im Basar angeschossen hatten:

Ein aufregender Tag. Jon reißt die Tür auf. „Raus“, schreit er, „alles den Hof verlassen – Blutersatzflüssigkeit bereithalten – das Operationsbesteck ...“

Die wartenden Patienten verlassen erschreckt den Verbandsraum, vier verstörte Mudschahedins schleppen einen ihrer Kameraden herein, blutüberströmt.

Wir legen den Verwundeten auf den Verbandstisch. Jon legt zielbewußt eine Staubbinde an – nicht sein erster Fall! Der fast bewußtlose Junge rührt sich. „Das tut weh –.“ Ich lege ihm beruhigend die Hand auf die Stirn. „Ein kleines Weilchen aushalten“, sage ich, „wir ersetzen es gleich durch einen Druckverband.“ Der Junge nimmt meine Hand. Führt sie zum Munde und küßt sie. „Ich will noch nicht sterben“, sagt er.

Ich lächle ihm zu. „Soweit ist es auch nicht“, sage ich, „wir kriegen das schon hin.“

Die Granate hat ihm den Unterschenkel zerrissen, aber offensichtlich ist keine Arterie getroffen. Der Druckverband bringt die Blutung zum Stehen. „Noch keine Wundversorgung“, sage ich, „den nächsten Blutverlust übersteht er nicht, erst Schockbekämpfung.“

Die Blutbestimmung ergibt 3,2 gr% Hämoglobin (normaler Blutfarbstoff in dieser Höhe: 18 gr%). Blutgruppenbestimmung ist nicht möglich. Aber wir haben Blutersatzflüssigkeit. Während Ibrahim die Infusion anlegt, kümmern wir uns um den zweiten Verletzten. Die Blutung ist geringer, Zaman und Jon binden die blutenden Gefäße ab, säubern das zerfetzte Gewebe, nähen Faszien, Muskeln, Unterhautgewebe fachkundig zusammen. Wo sie das gelernt haben? „Auf dem Kriegsschauplatz, und dann haben wir es in Büchern nachgelesen ...“

Nach vier Stunden liegen beide Verwundeten, mit sauberen Verbänden und Infusionen versehen, in unserem „Stationszelt. Javaid übernimmt die Verantwortung, daß vierstündlich Antibiotika gespritzt werden.

Erst dann haben wir Zeit, zu fragen, was denn eigentlich passiert sei? „Ach“, sagt der Leichtverwundete, „wir sind auch verrückt. Wir haben bloß mit unseren Maschinengewehren so rumgespielt, und dabei ist das eine Ding losgegangen, die sind automatisch, die hören erst auf, wenn die ganze Munition verschossen ist ...“

„... und ich hätte meine beiden Söhne verloren“, sagt ein weißbärtiger Mann, der an den Zelteingang getreten ist, „wenn Sie nicht vor fünf Tagen das Notkrankenhaus hier aufgemacht hätten ...“

Zeiten der Hoffnung, Zeiten der Verzweiflung

Es gibt Tage der Hoffnung. Und Tage der Verzweiflung.

„Wie lange ist der Junge krank?“ frage ich.

„Oh, das geht schon seit dem Herbst ...“.

Zehn Monate ... Der Siebenjährige wimmert und krümmt sich vor Schmerzen.

„Wie oft kommen die Anfälle?“ frage ich.

„Ein bis zweimal am Tag“, sagt der alte Mann.

„Und warum haben Sie den Jungen nicht schon früher zum Arzt gebracht?“

„Wohin?“ will der alte Mann wissen.

„Nach Kabul“, sage ich.

„Der Junge hat keine Eltern“, sagt der alte Mann.

Es gibt Tage, da schlagen die Wogen des Leides über einem zusammen. Der Bub hat zweifellos Blasensteine. Eigentlich ist es gar keine schwierige Operation, Entfernung von Blasensteinen – aber ohne Röntgenapparat, ohne Narkose, ohne auch nur einen Sterilisationsapparat – wir sterilisieren alles mit Formaldehyd. Noch kenne ich das Land nicht genug, um zu wissen, daß das, was wir an fachlichem Niveau anbieten, weit über dem liegt, unter dem die Bevölkerung von Basar-Feldscheren versorgt wird ...

Es gibt Tage, die vergehen völlig sachlich.

Und es gibt andere Tage ...

„Was ist los?“ fragt Jon

„Nichts“, sage ich.

Hinter dem Jungen, der sich auf dem Lehm Boden krümmt, stehen alle die anderen Kinder, gefoltet in den Lagern der Nazis – in Südamerika – unter den Übergriffen der Regierungstruppen – „Doch ...“, sagt Jon. „Geht es Ihnen nicht gut?“

„Ich kann den Jungen nicht schreien hören“, sage ich.

Wir spritzen ein Spasmolyticum. Der Bub lächelt, entspannt, schläft auf dem Lehm Boden der Ambulanz ein ...

„Irgend etwas müssen wir uns einfallen lassen“, sage ich.

„Ich kann hier nicht operieren – ohne Narkose ... Ich habe keine Erfahrung ...“

„Schicken Sie ihn nach Kabul“, sagt Jon.

„Wie?“ sage ich. „Der Busverkehr ist lahmgelegt, seit die Kämpfe wieder aufgeflackert sind ...“

„Aber Lastwagen fahren noch“, sagt Jon. „Die Freiheitskämpfer werden den alten Mann mit dem kranken Kind

durchlassen, und die Regierungstruppen werden auf den Alten und das Kind auch nicht schießen – und wenn er einmal in Kabul ist, da funktioniert das staatliche Krankenhaus noch ...“

„Warum hat er den Jungen dann nicht früher hingebraht?“

„Er hat kein Geld“, sagt Jon.

Wir fragen den alten Mann. Wieviel er brauche?

„10 000 Afghanen“, sagt er. 230,- DM.

Dieses Aufleuchten in dem alten Gesicht, als wir ihm Hilfe versprochen. Nein – auch wenn wir es meistens nicht sehen – manchmal, manchmal dürfen wir es erfahren, hautnah, herznah erfahren: daß es sich lohnt.

„Wir wollen lernen“

Eine Delegation Jugendlicher, fünfzehn, sechzehn, siebzehn Jahre, sucht uns abends auf. Sie wollen eine Schule haben. Seit acht Jahren gibt es keine Schulen mehr. Welche Zukunft steht ihnen bevor? Die Felder ernähren die Familie nicht.

„Wir wollen lernen“, sagen sie, „als die Revolution ausbrach, waren wir in der zweiten, dritten Klasse. Machen Sie die Schule wieder auf, welche Zukunft steht uns sonst offen?“

Wir versprechen, uns für ihr Anliegen einzusetzen.

Schon 1984 war uns klar: Wenn die russischen Besatzer sich zurückziehen werden und wenn dann eine Regierung zustande kommt, können die Regierungsmglieder nur aus den russisch besetzten Gebieten rekrutiert werden. Der Widerstand hat einfach keine ausgebildeten Leute. Mit Alphabetisierungskampagnen war es nicht getan. Mindestens zwei der Schulen sollten bis zur Hochschulreife weiterführen. Schon damit wir unser eigenes Programm mit Lehrern versorgen können und mit Gesundheits-Assistenten arbeiten können. Das Land muß eine Führungsschicht ausbilden. Es gibt noch Lehrer aus der Zeit vor der Revolution. Sie arbeiten aber heute auf ihren Feldern, weil niemand die Gehälter zahlt. Und es gibt Schulgebäude, auch wenn sie oft ausgebombt oder beschädigt sind. Gebäude kann man reparieren. Der Widerstand kann

aber sein eigenes Schulsystem nicht bezahlen. Denn die Bevölkerung muß ja bereits die kämpfende Truppe unterstützen. Da bleibt nicht mehr viel übrig. Man muß Lehrergehälter organisieren und Schulgebäude in Ordnung bringen, dann läuft das Programm an. Natürlich muß man dann auch Lehrpläne erarbeiten, Lehrbücher anschaffen. Wir übernehmen die Lehrpläne der Regierung, schmuggeln also Lehrbücher aus Kabul ins Aufständischengebiet und überkleben sozialistische Indoktrinationen mit Verpackungsklebestreifen.

Die jungen Kommandeure des Widerstands sind meist Dorfschullehrer. Sie unterlaufen die fundamentalistischen Strömungen, indem sie von den Stammesältesten die Erlaubnis erhandeln, säkulare Schulen einzurichten. Da diese ehemaligen Dorfschullehrer ihre Schulen wieder in Betrieb sehen möchten, sind sie am Weiterlaufen des Schulbetriebs interessiert. Über diese Kontakte versuchen wir in das Bildungswesen hineinzuwirken. Es ist spannend zu sehen, wie solche Initiativen zustande kommen. Da hat einer in Kabul Landwirtschaft studiert. Als Gebildeter hatte er bereits einige Verbindungen zu Pakistan. Und der Initiator der in Deutschland tätigen Selbstbesteuerungsgruppe, ein Mathematiker, hatte an der Universität in Kabul einmal auch einen Lehrauftrag für das Fach Landwirtschaft. Dieser ehemalige Schüler hat sich nun mit ihm in Verbindung gesetzt, um für seine Schule etwas zu tun. Daraus entstand dann in Deutschland eine Selbstbesteuerungsgruppe. Über eine Mudschahedin-Gruppe in Pakistan haben sie dann die ersten Gelder nach Afghanistan für dieses Schulprojekt eingeschleust. 1987 hatten sie bereits 626 Kinder in dieser Schule, die bis zur achten Klasse geht. Wir haben nun veranlaßt, daß das bis zur Klasse 12 weitergeführt werden kann. Der Lehrkörper ist genügend qualifiziert dazu. Sie haben inzwischen auch bereits einen wissenschaftlichen Zweig angeschlossen.

Das Schulfest

Diese Schule hat 1987 bei unserer Ankunft ein Schulfest anberaumt. 1984 hatte sich Aschra noch darüber beklagt, daß die Eltern der Kinder entschädigt werden wollten für den Verdienstausschlag, der ihnen durch den Schulbesuch der Kinder verursacht würde. Die Eltern waren Ziegenhirten, und sie mußten jemanden einstellen, der die Arbeit dieser Kinder übernehmen konnte. 1987 hatte sich die Lage grundlegend geändert, und das Schulfest war der unwiderlegbare Beweis!

Man feierte dort wegen der Kämpfe keine gesellschaftlichen Anlässe mehr, von Hochzeiten einmal abgesehen. Dieses Schulfest nun aber zog sich über zwei Tage hin, die Leute waren mit Eseln und Kamelen von weit her angereist. Das Dorf hat für Übernachtung gesorgt mit Matten und Matratzen. Sie hatten zusammengelegt und gekocht. Es wurde debattiert, Reden wurden geschwungen. Man sang, und es gab sportliche Wettkämpfe. Und obwohl es sich um eine Säkularschule handelte, sagte einer der Mullahs, man solle diese Initiative nicht den Ausländern überlassen und wenn man selber kein Geld beisteuern könne, dann solle man wenigstens in Materialien etwas dazu beitragen. Und tatsächlich kam Bauholz für fünf Schulräume aus der Bevölkerung. Holz wiegt man in dieser Gegend mit Gold auf, denn es wächst ja da nichts. Im Verlauf von drei Jahren hat sich also die Mentalität total gewandelt – einfach dadurch, daß einer angefangen hat. Jetzt soll die Ausbildung bis zur Hochschulreife weitergeführt werden. Sie haben uns in der Tat auch schon ein Mikroskop abgezweigt, Färbelösungen etc., damit sie auch naturwissenschaftlich arbeiten können.

Aschra begann auch mit Abendkursen für die Bevölkerung. Er gibt jetzt landwirtschaftliche Praktika, hält Vorträge für die Dorfbevölkerung, und alle wollen jetzt Englisch lernen. Englisch ist die Möglichkeit, auszubrechen. Es ist die Sprache einer neuen Hoffnung.

Ein Geschenk vom Himmel

Odyssee einer Sinnsuche

Jon hatte schon eine Odyssee hinter sich, ehe er in Karachi ankam.

Ein ausgeflippter Börsenkaufmann aus London, der sich, als er gut zu verdienen anfang, die Sinnfrage stellte. Ob das wirklich alles im Leben sei: verdienen – ausgeben – mehr verdienen – mehr ausgeben? Er ging nach Indien, auf Sinnsuche. Um zu helfen – den Armen zu helfen. Aber was will man mit einem Börsenkaufmann in Indien schon machen! Er griff mal hier, mal da zu; traf Menschen, die sein atheistisches Weltbild ins Wanken brachten – merkte, daß er mit seiner Ausbildung nirgends recht gebraucht wurde – und hörte dann, über viele Umwege, daß in Karachi vielleicht ein Platz für ihn sei.

Er kam in Karachi an, als wir gerade mein 25jähriges Jubiläum in Pakistan feierten, ein rauschendes Fest der Brüderlichkeit. Er traf Jeannine, und Jeannine sagte, sie würde schon etwas für ihn finden, wenn er bereit sei, das zu tun, was gerade nötig wäre. Jon sagte, dazu sei er ja ausgezogen: etwas zu tun, das notwendig sei. Ganz egal was.

Hinter ihm liegt eine verrückte Vergangenheit, der Vater früh gestorben, schwierige Familienverhältnisse.

Er packte an, wo er gebraucht wurde. Dann drückte er noch einmal zwei Jahre die Schulbank und holte das pakistanische Fachabitur für Lepra-Bekämpfung nach. In dieser Phase unterrichtete er Englisch und bewältigte gleichzeitig den medizinischen Lehrstoff. In der Zwischenzeit hatte sich auch in seiner Einstellung zum Leben und zur Welt, mit seinem verlorengegangenen Glauben etwas getan. Dann wechselte er

sozusagen endgültig die Partei. Wie so viele Neubekehrte hatte auch er seine Halleluja-Phase und ging uns allen auf die Nerven damit. Jeannine bewahrte aber auch in dieser Zeit ihre Engelsgeduld, und Jon wuchs auch über die Phase wieder hinaus. Damals ergab sich eine plötzliche Notlage: Wir sollten das städtische Leprosarium übernehmen. Weil ich selber absolut keine Zeit hatte, schickte ich Jon. Es war seine Bewährungsprobe. Er erstellte einen vorzüglichen Arbeitsbericht; darüber freundeten wir uns endgültig an. Als Jon gerade im Examen stand, kamen die beiden einheimischen Lepra-Assistenten aus Afghanistan ... Sie brauchten Hilfe, und Jon interessierte sich für die Arbeit. Ich machte ihm deutlich: „Wenn Sie das tun, dann verlangt das den totalen Einsatz. An Heiraten nicht zu denken. Einsatz in Afghanistan, das bedeutet, sich verheizen zu lassen.“ Und er: Gerade danach suche er. (Inzwischen hat Jon geheiratet, und seine Frau – Engländerin – hat sich ebenfalls ganz für Afghanistan entschieden ...). 1985, im Winter, zog Jon zum ersten Mal los.

Einem Menschen ist seine Aufgabe begegnet

Im Frühjahr 1987 war ich mit ihm zusammen in Afghanistan, um seine Arbeit gemeinsam mit ihm strategisch zu durchdenken. Drei Monate war ich mit ihm unterwegs, immer im gleichen Jeep; wir übernachteten im Wagen oder irgendwo zusammen in einem Raum, in dem wir unsere Matten ausbreiteten. Die kritischsten Situationen bestanden wir gemeinsam. Unter diesen extremen Anforderungen lernt man sich wirklich kennen. Jon, ein Hüne von Gestalt, hat in seiner Afghanistanzeit mindestens dreißig Pfund verloren. Er sieht jetzt blendend aus, bei all diesen Strapazen. Und was hat er nicht alles getan! Er hat Persisch gelernt. Er operiert heute viel besser als ich, einfach deswegen, weil er viel häufiger operiert. Er operiert unter Notbedingungen in Situationen, mit denen ich kaum fertig würde. Die komplizierten Fälle, die Jon und seine Mitarbeiter forsch operieren, gehen oft viel besser aus als

die, die ich mit allen meinen Vorkenntnissen so vorsichtig behandle. Und Jon hat Geduld entwickelt und ist auf unerwartete Weise lernfähig und einfühlsam geworden. Es ist wahrhaftig nicht einfach, mit den Widerstandskämpfern immer wieder zu verhandeln. Die meisten haben keine Bildung. In jedem Stammesgebiet, das wir durchqueren, wollen die Führer natürlich, daß wir da bleiben. Diese Männer zu überzeugen, daß wir weiterfahren müssen, sich all ihre Vorwürfe anzuhören, daß man kein Herz hätte für die Armen, das ist nicht einfach. Sich Grausamkeit und Herzlosigkeit vorwerfen lassen zu müssen, nur weil man einfach nicht alles kann, das zerrt an den Nerven, an seinen und an meinen. Wenn Jon diese Verhandlungen mit den Kommandeuren führte, dann saß ich meistens neben ihm, oder ich legte mich auch mal schon „bequem zur Ruhe“, um die Illusion vollständig zu machen, und tat so, als ob ich schlief. Dabei entging mir kein Wort. Jon hat die Situation noch immer gemeistert, nach außen gelassen, innerlich freilich angespannt.

Ich verstehe nur ein Bruchteil dessen, was sie auf Persisch besprechen, aber ich kann dem Verlauf der Verhandlung doch durch den Tonfall gut folgen. Und inhaltlich geht es ja immer wieder um dasselbe.

Wenn Jon dann ein wenig laut oder aggressiv wird, kann ich flüstern: „Ruhe bewahren. Lassen Sie sich nicht auf die Ebene Ihres Gesprächsgegners ziehen. Darüber bleiben.“

Dann fließt das Gespräch wieder in ruhigen Bahnen, liebenswürdig und verständnisbereit, denn auf dieser Klaviatur weiß Jon auch zu spielen. Und wenn wir dann am Ende erfolgreich aus der Verhandlung herauskommen, dann seufzt er. „Danke für die Warnsignale“, sagt er, „sonst hätten wir uns doch wirklich festgestritten!“

Später, in einer ruhigen Minute: „Ich habe häufig daran gedacht, daß Sie mir gesagt haben, man müsse sich verheizen lassen, gerade in den Monaten in Afghanistan. Aber in meinem Leben hätte ich mir nicht träumen lassen, welches Glück das auch bringen kann. Ich hätte mir nie vorgestellt, wie schön das ist. Und wie schwierig.“ Das ist Jon. Er entwickelte

Fähigkeiten, zu organisieren, Verantwortung zu übernehmen, und auch dazu zu stehen. Vielleicht hat er nicht immer genügend Geduld mit seinen Mitarbeitern, aber er ist ja noch jung. Jon ist ein Geschenk des Himmels. Denn wenn wir ihn mit abstrakten Auslese Kriterien hätten suchen müssen: ihn hätte keiner von uns auch nur mit Gummihandschuhen angefaßt, soweit schien er von dem weg, was für einen Entwicklungshelfer gefordert wird. Und dieser Mann hat in ganz kurzer Zeit eine Infrastruktur der Hilfe in Afghanistan aufgebaut. Ende 1987 waren 62 Mitarbeiter angestellt. Es gab fünf Außenstationen, genauer: vier feste Stationen und ein Feldlazarett, das wir jetzt zum Ausbildungsinstitut ausbauen wollen. Wir haben unter seiner Regie zwei Schulen installiert, weitere acht sind im Planungsstadium. All das ist seine Leistung. Jetzt hat er sich zwei russische Jeeps „angeschafft“. Wenn wir unterwegs waren, oft tagelang, dann mußte er immer selber fahren. Er „mußte“ selbst am Steuer sitzen. Schließlich habe ich ihm einen Fahrer aufgezwungen. Dann saß er daneben mit Kopfhörer und Musikkassette und genoß klassische und nicht-so-klassische Musik; dazu ist er noch politisch interessiert, wann immer er kann, hört er BBC. Ich bin am Abend meistens zu müde, ich kann nur überleben in dieser Anspannung, wenn ich mich ganz in eine Situation hineingebe, aber auch abschalte gegenüber allem, was sonst noch passiert auf der Welt. Jon ist da viel breiter interessiert, hat vielleicht auch mehr Kraft. Er lebt aus unwahrscheinlichen Reserven.

Diesem Menschen ist seine Aufgabe begegnet.

„Mädchenhilfe“ für Lepco

Jons Vergangenheit als Börsenkaufmann ist übrigens nicht ganz umsonst. Es war seine Idee, unsere Afghanistanarbeit so weit zu legalisieren, daß wir ganz offiziell Geld über Pakistan dafür beziehen können.

Die Hilfsorganisationen, die uns finanzieren, haben ihre

eigenen Sachzwänge. Sie mochten nicht, daß bekannt wird, daß sie Projekte im aufständischen Afghanistan unterstützen. Da haben wir jetzt endlich eine gute Lösung gefunden. Meine Ordensgemeinschaft hat einen Verein, die „Mädchenhilfe“. Um die Jahrhundertwende, als die Dorfmädchen in die Stadt kamen und dort gefährdet waren, hatte unsere Gemeinschaft das Apostolat, diesen Mädchen zu helfen. Sie gründeten einen gemeinnützigen Verein, eben diese „Mädchenhilfe“. Dieser Verein wurde nie aufgelöst, er besteht also juristisch seit über achtzig Jahren. Die Konstitution dieses Vereins ist so weit und allgemein abgefaßt, daß sie auch für unsere Zwecke gilt. Dieser Verein ist gegründet worden zu dem Zweck, „Menschen in Not zu helfen“. Mit solch einer Satzung kann man sogar illegale Arbeit in Afghanistan rechtlich absichern! Jetzt haben wir also ein Konto für die „Mädchenhilfe“ in Pakistan aufgemacht, von dem aus wir das Geld gezielt auf unser Projekt in Afghanistan transferieren können. Denn dort helfen wir wirklich „Menschen in Not“. Damit ist das „Restrisiko“ also nicht bei den Hilfsorganisationen, sondern bei unserer Ordensgemeinschaft, die sich zu dieser Unterstützung bereit erklärt hat.

In Pakistan und Afghanistan heißt diese Organisation LEPCO (wir konnten sie ja nicht „Girls Rescue Organisation“ taufen!). Mubarik und Hassan hatten schon 1984 darauf bestanden, der Arbeit einen Namen zu geben; Hassan hatte auch schon einen Vorschlag, einen langen persischen Namen, der sich nicht durchsetzte, weil ihn keiner aussprechen konnte. „Die Mudschahedins müssen wissen, mit wem sie es zu tun haben“, sagte er, und er hatte recht. Dann nahm Jon den Gedanken wieder auf. 1987, als wir unserer Arbeit, die sich unerwartet rasch entwickelt hatte, eine Struktur geben wollten, mußten wir ihr auch einen Namen geben. Wir fuhren eine der endlosen Strecken auf der Hochebene von Hazarajat und ließen unsere Phantasie spielen.

„Wie wäre es mit ‚Hilfsorganisation für Aussätzige und andere Randgruppen?‘“

„Nein – viel zu trocken und phantasielos!“

„Soldaten des Heiligen Krieges gegen Lepra und andere Diskriminierungen!“

„Könnte dir so passen – warum nennst du es nicht gleich ‚Verein der Frauenrechtlerinnen‘ und machst Masuma zur Vorsitzenden?“ (Masuma ist Kurban's junge Frau, und Kurban ist unser jüngster Lepra-Assistent, der überall lautstark verkündet, er führe seine Ehe partnerschaftlich – und es auch tut!).

„Adlerschwadron Afghanistan.“ Gelächter im Jeep (Eagle Squad ist eine berühmt-berüchtigte Polizei-Suchtruppe in Pakistan).

„Nein, Lepra muß irgendwie rein.“

„Lepco“, sagt einer. Stille. Jeder hört dem Wort nach. LEPCO. Nicht schlecht. „ko“ auf Persisch, das ist eine Aufforderung. Lepco. Man sieht das Lepra-Team im Aufbruch, wenn man das Wort hört: *Lepco*! Warum nicht Lepco? Der Name war akzeptiert.

Später arbeiteten wir ein Lepco-Manifest aus. Eine Grundsatzerklärung, die wir jedem in die Hand geben können, der fragt, was Lepco denn eigentlich ist. Eine Gruppe von Menschen, die weder partei- noch stammesmäßig, weder konfessionell noch national gebunden ist, gegründet, um Lepra-Kranken in Afghanistan zu helfen, die Krankheit zu bekämpfen, und mit der Krankheit auch alle Ursachen, die zur Erkrankung führen: Unterernährung und Analphabetentum, Allgemeinerkrankungen und mangelnde Hygiene – soweit sich nicht eine andere kompetente Organisation um diese Maßnahmen kümmere. Das Schönste am Lepco-Dokument ist der Satz, daß keiner der Lepco-Angestellten Waffen tragen würde, weder zum Angriff noch zur Verteidigung. Und daß 62 afghanische Angestellte sich damit einverstanden erklärt haben – „mit dem Traum“, sagt Jon, „vielleicht: mit dem Traum. Aber mit der Durchführung – unter den jetzigen Umständen ...?“

„Wenn wir den Traum lebendig halten“, sage ich, „wird sich auch die Durchführung einstellen. Erwartest du, daß wir über Nacht stärker sind als die tausendjährige Geschichte von

Afghanistan? Aber auf einem Punkt müssen wir bestehen: daß keiner die Waffen, die sie vielleicht noch besitzen, auch benutzt.“

„Benutzen?“ sagt Jon. „Nein, daß sie einer noch benutzt, das glaube ich nicht.“

Später kamen wir dann zurück nach Pakistan, noch ganz begeistert über die neugeborene *Lepco*. Und in Pakistan stellte sich heraus, daß es Lepco gesetzlich gar nicht gab und auch nicht geben konnte. Die Satzung von Marie Adelaide Leprosy Centre, unserer Basisorganisation in Pakistan, bestimmt, daß sie nur innerhalb der Grenzen Pakistans arbeiten können (wer hätte auch zur Zeit der Gründung schon international gedacht?). Eine afghanische Hilfsorganisation in Pakistan einzutragen, die nicht für die afghanischen Flüchtlinge, sondern für die Afghanen in Afghanistan selber arbeitet, war unmöglich. Schließlich gaben wir auf, und ich versprach, die Sache in Deutschland noch einmal durchzusprechen. Und da kam dann die Lösung mit der Mädchenhilfe.

Das Afghanistanprojekt war jetzt abgesichert, und Jon hatte seine Aktivitäten inzwischen auf ein Gebiet ausgeweitet, das eineinhalb mal so groß ist wie die Bundesrepublik Deutschland.

In Anguri wartet die Gnade

Man muß Jon in Pakistan erleben. Wenn er in Pakistan ist, dann kann ich kaum etwas anderes machen. Da sitzt er in meinem Zimmer und erzählt mir, daß er es nicht schafft, daß es unmöglich sei, er könne das nicht, und wie lange könne er das noch, er könne nicht garantieren, daß er das könne usw. Sobald er in Anguri ist (dem ersten Posten im Hazarajat), da ist er wieder ganz der alte, und alles läuft normal. Die Gnade bekommt man in der Situation. Das ist für mich die Geschichte mit der Brotvermehrung: wenn man fünf Brote hat und fünftausend Menschen da sind. Wenn man sich da hinsetzt und sagt: „Herrgott, du erwartest von mir jetzt, daß

ich Fünftausend speise, also bitte, vermehre erst die fünf Brote, damit ich mit meiner Arbeit anfangen kann" – dann tut sich nichts. Aber wenn man mit fünf Broten hinausgeht und sich auslachen läßt, dann vermehren sie sich, während man sie austeilt. Bei Jon ist es nicht anders. Das sage ich ihm immer wieder: „In Anguri wartet die Gnade auf dich, die du hier in Pakistan nicht einpacken kannst.“ Und er sagt dasselbe. Aber das ist in Pakistan kein existentielles Wissen. Vorher ist er passiv Leidender des ganzen Abenteuers, in Anguri ist er verantwortlich.

Man hört nicht auf, ein Fremder zu sein

Natürlich verstehe ich Jon, wenn er in Karachi in drei Wochen nachholen muß, was ihm in den sechs Monaten vorher fehlte, in denen er mit keinem richtig sprechen konnte, wenn er auch die Frustration, die Feindseligkeit, den Haß zu spüren bekam. Er ist klug und sensibel genug, um die menschlichen Bedingungen seiner Arbeit zu kennen – und auch: unter ihnen zu leiden. „Sie ehren den Gast und hassen den Fremden“, hat er mir einmal gesagt.

Freiheit und Unabhängigkeit sind höchste Werte in Afghanistan, die sich auch gegen ausländische Helfer richten. Wenn ausländische Helfer dort arbeiten, ist die alles entscheidende Frage: „Wer hat sie eingeladen?“ Wenn Ausländer von oben herab meinen: Dies arme Entwicklungsland braucht Hilfe, und wir sollten ihnen doch unter die Arme greifen, dann haben sie keine Chance. Sie werden kein Bein auf die Erde bringen, und die Aussicht auf Erfolg wird gleich Null sein.

Für Afghanen sind Ausländer zunächst einmal vor allem verdächtig. Man braucht sie zwar. Aber gleichzeitig lehnt man sie zuinnerst ab. Man kann mit Leuten dort fünf oder zehn Jahre zusammengearbeitet haben. Auch wenn sie einen beim ersten Mal herzlich begrüßen, ihre Tiere zum Empfang für den Gast schlachten (obwohl das über ihre Verhältnisse geht), auch wenn sie einen aufmerksam bedienen und zuvorkommend

behandeln: Im Innersten ihres Herzens werden sie einen hassen. Zutiefst hassen. Viele tun das unbewußt, sie kämen gar nicht auf den Gedanken, daß sie das tun. Man mag das nicht glauben wollen. Aber in kritischen Situationen kommt es an den Tag. Man darf nichts an Vertrauen voraussetzen. Ihr Interesse richtet sich auf die eigene Gruppe, auf den Stamm, auf die Familie.

Jon hat das schmerzlich erfahren und großartig verarbeitet: Wer als Helfer nach Afghanistan geht und erwartet, daß diese Arbeit anerkannt wird und er einen Vorteil daraus ziehen kann oder großen Dank dafür ernten wird – der wird nie Erfolg haben, auf diese Art von Befriedigung darf man nicht rechnen. Das betrifft alle, die in Afghanistan helfen, jeden von uns. Wie anspruchslos und demütig man auch immer sein mag: Anerkennung, das Gefühl, daß die Arbeit respektiert wird, das brauchen fast alle. Wenn man in Afghanistan Dankbarkeit erntet, dann ist das etwas Besonderes, nicht das Normale. Man muß die Arbeit um ihrer selbst willen tun. Andere Motive lohnen nicht.

Frustration sind an der Tagesordnung, damit muß man leben. Wenn man an einem Ort wie Lal arbeitet, einem unserer Zentren, dann kann es sein, daß der, der von uns behandelt wird, vielleicht sieben Tage lang unterwegs war, eine Woche auf einem Esel oder eine Woche zu Fuß und dann lange Wartezeiten auf sich nimmt. Mag sein, daß diese Leute gar nicht wirklich ernsthaft krank sind oder an einer konkret diagnostizierbaren Krankheit leiden. Aber sie leiden natürlich, und sei es aufgrund der Härte ihres Lebens, unter extremen klimatischen Bedingungen. Sie kommen, um geheilt zu werden von ihren Schmerzen, von ihrer Krankheit. Wie jeder im Westen das auch will, wenn er zum Arzt geht. Aber sie können natürlich nicht einordnen, ob ein Medikament gut oder schädlich ist. Und wenn man diese Leute dann untersucht und feststellt, daß sie nichts Konkretes haben, und wenn man dann versucht, ihnen das zu erklären, dann würde man diesen Menschen keinen Dienst erweisen, wenn man ihnen schmerzstillende Medikamente gäbe. Aber wie können sie das

verstehen? Sie waren eine Woche unterwegs, um zu kommen. Eine Woche dauert die Rückreise. Sie haben in dieser Zeit kein Einkommen, sie mußten für den Aufenthalt aufkommen. Wie kann man da auch noch Dankbarkeit erwarten? Und während man ihnen zu erklären versucht, was sie nicht verstehen können, warten Hunderte von Menschen draußen.

Es dauert natürlich lange, bis man unter diesen Umständen persönliche Beziehungen aufbauen kann. Meist bekommt man seine Patienten auch nicht mehr zu Gesicht. Aber selbst nach ein paar Jahren der Arbeit sind Freundschaften und Beziehungen zu den Patienten nicht so einfach. Und auch wenn sich so etwas wie eine menschliche Beziehung oder Freundschaft entwickelt – man sollte sich nicht zu sehr darauf verlassen, um nicht enttäuscht zu werden. Meist ist es die Politik, die stört. Diese Menschen würden, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, ihr Leben für dich geben, wenn es um irgendeine Gefahr geht, um wilde Tiere oder Banditen. Aber gleichzeitig bleibt das Ressentiment. Das muß man akzeptieren, denn man kann nie einer von ihnen werden. Man kann nicht einmal aufhören, weniger fremd zu werden. Das ist hart. Besonders, wenn man allein arbeitet, wenn man keinen menschlichen Austausch mit anderen hat.

Kein Wunder also, daß Jon nach jedem Afghanistan-Aufenthalt so lange gebraucht hat, um wieder ins Lot zu kommen ...

Wintertour im Hazarajat

Ende November 1987 war Jon schon zum vierten Mal in Afghanistan. Er war verspätet losgekommen, weil er Typhus bekommen hatte, gerade als er von Pakistan aufbrechen wollte. Es sollte ein harter Winter werden. Die Menschen in der afghanischen Hochebene waren froh darüber, sie hatten die zwei Jahre vorher kaum Schnee gehabt. Sie brauchen ihn aber wegen des Wassers der Schneeschmelze. Davon hängt die ganze Landwirtschaft in dieser Höhe zwischen 2500 und 3000 Meter ab. In Panjao fiel so dichter Schnee, daß es schon

schwierig war zu fahren. Sie wollten nur kurz im Basar stoppen, letzte Besorgungen machen. Der Fahrer bat Jon, kurz beim Büro der Mudschahedins vorbeizuschauen. Das waren Iraner, und sie wollten plötzlich eine Menge wissen. Über alles. Über die Arbeit. Was sie täten? Und warum? Woher sie kämen? Die Mitarbeiter? Wieviel Ausländer? Woher sie denn bezahlt würden? Das dauerte unendlich lange. Jon wurde nervös wegen des ständig weiter fallenden Schnees, der die Straße blockierte. Als die Fragen gestellt waren, verlangten sie von ihm, er solle das gleiche noch mal vor der laufenden Videokamera sagen. Es gibt genügend dieser Apparate in diesen Büros der Mudschahedins, die ihre Basis im Iran haben. Jon weigerte sich nervös. Alle Informationen waren bereits gegeben. Schließlich ließen sie ihn ziehen. Es schien, als sei alles glimpflich und mit einem verbindlichen Lächeln abgegangen. Aber kaum war der Wagen aus der Stadt und keine Leute in Sicht, wurde er angehalten, Jon von der Straße weg ins Gelände gezerzt. Man wollte wieder seine Aussagen vor der Kamera. Es kam zu Diskussionen, Jon wurde in den Schnee geworfen. Er habe keine Chance. Sie stellten vor der Kamera wieder die gleichen Fragen: nach dem Engagement der Ausländer, nach dem Geld. Sie kannten die Antworten schon vor den Fragen und stellten doch die falschen Fragen. Eine nervenaufreibende Geschichte. Er war noch lange nachher völlig durcheinander und konnte nicht einmal mehr Radio hören, ohne nervös zu werden. Der Vorfall zeigte: Unsere Arbeit wurde auch mit Mißtrauen beobachtet, sosehr man sie andererseits schätzen mochte.

Im Januar 1988 brach dann der Winter richtig ein mit Schneebergen bis über zwei Meter. Jon blieb bis Ende Februar. Mit über zehn Kilogramm Gepäck auf dem Rücken brachen sie in die Berge auf, Jon und Iqbal, um Patienten zu suchen, durch knietiefen Schnee und über eisglatten Untergrund. Mehrere Pässe hatten sie bereits am ersten Tag zu überqueren, um ihr Ziel zu erreichen, Jon bereits nach zwei Stunden nahe am Zusammenbrechen: der Stiefel, tragbare Tiefkühltaschen, der Schweiß in der Kleidung zu kleinen Eisklumpchen gefroren ...

Ich glaube ihm, daß er sterben wollte an diesem Tag. Am nächsten Morgen konnten sie Patienten helfen. Der anschließende Besuch beim Dorfvorsteher brachte Jon zur Weißglut: Der Mann klagte über Magenbeschwerden und Schwierigkeiten beim Gehen und schimpfte auf die nutzlosen Ärzte, die ihm keine Medikation zukommen ließen. Daß sein immenses Übergewicht schuld an seinen Problemen war, wollte er in keiner Weise gelten lassen ... Aber auch solche Erfahrungen: Der Einbruch der Dämmerung geschah immer ganz plötzlich. Nachts schliefen sie in den Moscheen, wo es Liegestätten gibt. Diese Moscheen werden auch als Schulen genutzt, und Jon hat mir erzählt, daß ihm in diesen Schulen, deren Lärm er schon von weitem hörte, wenn sie auf ein solches Dorf zukamen, der afghanische Volkscharakter aufging. In diesen Dorfmoscheen sind vielleicht sechs, manchmal aber auch ein Dutzend oder zwanzig Schüler. Der Lehrer immer in der Mitte mit einem dreieinhalb Meter langen, leichten Holzstock, die Kinder im Kreis um ihn herum, jeder Schüler mit seinem eigenen Buch: der eine lernt daraus das Alphabet, der andere hat ein Vor-Koranbuch, die meisten sicher den Koran, wieder andere studieren vielleicht sogar Englisch. Und alle lesen sie laut, und alle gleichzeitig: Seite 2 des ersten Buches, Seite 6 des zweiten Buches, und jeder muß darauf achten, daß der Lehrer ihn hört. Aus dieser Konzentration ergibt sich dieser schreckliche Lärm, der einem Nachts entgegenschallt. Jeder setzt sich durch, ganz konzentriert, keiner gibt etwas auf: ein lautes Heer von unabhängigen Individualisten.

Überfall im Krankenhaus

Die Gegend, in der das Notkrankenhaus lag, war politisch von einer vom Iran unterstützten, sehr einflußreichen Partei kontrolliert. Wer Kranken helfen kann, hat Einfluß. Und der Konflikt, der ausbrach, nachdem wir ein deutsches Ärzte-Team geholt hatten, hing damit zusammen, daß diese Partei auf diesen „Machtfaktor“ Einfluß nehmen wollte. Sie boten

ihre „Schutzherrschaft“ an. Dafür sollten wir allerdings nur mehr ihre Mitglieder behandeln. Das war inakzeptabel. Jon, der vor Ort war, hat diesen Konflikt auf besondere Weise zu spüren bekommen, und auch die deutschen Ärzte konnten unter diesem zermürbenden Druck nicht mehr arbeiten. Jon machte einen letzten Versuch, unsere Überparteilichkeit zu begründen: Wir wollten alle behandeln, die krank waren. Wir arbeiteten in vier weiteren Außenstationen, also auch im Einflußbereich anderer Parteien. Und die Menschen, die unsere Arbeit finanziell unterstützen, hätten zur Bedingung gemacht, daß wir allen Notleidenden helfen würden, unabhängig von Rasse, Religion, Stammeszugehörigkeit oder politischer Ausrichtung. – Jon erhielt immer die stereotype Antwort: „Entweder Zusammenarbeit ausschließlich mit uns oder Abreise der ausländischen Ärzte.“ In einem Gespräch mit den deutschen Ärzten ließen die Kommandeure der Partei dann allerdings durchblicken, sie könnten die Sicherheit der Ausländer nicht garantieren, es sei denn, sie begäben sich unter ihren Schutz. Ja, sie seien sogar ganz sicher, daß etwas passieren würde, wenn sie sich weigern würden ... Man sollte in aller Ruhe darüber noch einmal nachdenken ...

Es dauerte nicht lange, nur bis zum nächsten Tag, bis es dann passierte. Jon hatte sein Labor, ein kleines Lehmhäuschen neben dem Krankenhaus, umfunktioniert: Es war Büro, Wohnraum, Schlafzimmer. Hier fanden die Zusammenkünfte statt, hier waren seine Papiere, die Unterlagen, das Geld deponiert. Die ganze Verwaltung des doch recht angewachsenen Afghanistanprojekts spielte sich da ab. Nach dem Abendessen, gegen 21.30 Uhr, saß die Gruppe meist noch zusammen, diskutierte Tagesereignisse, erzählte – bis Jon dann in der Regel gegen 23.00 Uhr zurückging in sein Labor, das auch Büro- und Schlafraum war. An einem dieser Juni-Tage 1988 unterhielten sie sich wie immer; aus irgendeinem Grund und eigentlich ohne besonderen Anlaß dauerte die Unterhaltung bis 1.00 Uhr morgens. Und als Jon zurückkam, fand er die Tür offen, die Schränke durchwühlt; der verschlossene Koffer war aufgebrochen, das Zimmer verwüstet. 40 000,- DM,

ein Viertel unseres Jahresetats, waren verschwunden, auch ein Fotoapparat fehlte.

Dem Labor gegenüber liegt ein Raum, in dem stationär Patienten aufgenommen werden. Die hatten zwei Männer mit Kalaschnikows beobachtet, die die Tür aufgebrochen hatten, eine weitere Gruppe war im Hintergrund geblieben.

Was tun? Morgens um 3.00 Uhr machten sie sich auf den Weg in den Basar, um mit den führenden Mitgliedern der Partei Kontakt aufzunehmen. Im Büro trafen sie keinen. Aber am nächsten Morgen rückte eine erste Abordnung an, schwer bewaffnet, das Labor wurde inspiziert, sie überreichten eine Liste von Fragen. Das ausländische Team sah den überdeutlichen Zusammenhang zwischen der Drohung und diesem Ereignis, wollte sofort abreisen. Da begann erst der Nervenkrieg: Die Kommandeure der Partei sagten, es gäbe im Basar das Gerücht, sie selbst hätten den Überfall inszeniert, und deshalb müßten sie unbedingt den Schuldigen finden, um diesem Verdacht zu wehren. Wieder eine lange Liste von Fragen, darunter viele, die nichts mit dem Überfall, wohl aber mit unserer Arbeit zu tun hatten. Drei unserer Mitarbeiter wurden am nächsten Tag festgehalten, bewaffnete Parteimitglieder bewachten das Gebäude. Das ausländische Team wurde zusehends nervöser, da man kaum zwei Schritte tun konnte, ohne auf Bewaffnete zu stoßen. Unseren Fahrer, Mohamdullah, hielt man dann plötzlich fest: er sei verdächtig. Ohne ihn konnte das ausländische Team natürlich nicht nach Pakistan ausreisen. Jon, der die Verhandlungen zu führen hatte, machte den Kommandeuren ein Angebot:

„Ich schreibe Ihnen jetzt einen Dankesbrief im Namen von Lepco für Ihre Bemühungen um die Aufklärung des Überfalles, und daß wir die Sache für abgeschlossen ansehen und nach Pakistan fahren, um die Pläne für die Zukunft zu besprechen.“

„Die Sache abschließen?“ sagten sie. Das wären wohl so seine Vorstellungen, aber nicht die ihrigen. Da liefen ja diese Gerüchte im Basar, und sie würden den Schuldigen finden, und wenn es Monate dauerte. Ja – da wäre doch noch eine Möglichkeit, die Sache zu Ende zu bringen – wenn er, Jon,

ihnen eine Erklärung abgeben würde, unterschrieben natürlich, daß der Diebstahl nie stattgefunden habe und daß er die Suche nur inszeniert habe, um die Partei in Schwierigkeiten zu bringen. Jon machte die Sache kurz: „Ich gebe keine falschen Erklärungen ab. Lassen Sie unser ausländisches Ärzteteam nach Pakistan zurückkehren. Ich bleibe mit Mohamdullah als Geisel zurück.“

Nein, das war auch nicht der richtige Vorschlag: „Sie müssen selbst nach Pakistan. Wer soll sonst die zukünftigen Pläne mit Ihrer Organisation aushandeln? Nur Sie wissen genau Bescheid. Und Sie brauchen ja auch nicht zu schreiben, daß Sie es angezettelt haben, um der Partei zu schaden – wenn Sie bloß schreiben, daß Sie sich geirrt hätten, und Sie hätten das Geld wiedergefunden.“

„Ich gebe keine falschen Erklärungen ab“, sagte Jon ... und wenn er auch das nicht könnte, dann sollte er doch einen Brief schreiben, an Frau Dr. Pfau, und bis die Antwort einträfe, sei er ihr Gast. Endlich ein Vorschlag, der diskutabel war. Er würde lieber im Krankenhaus auf die Antwort warten, sagte er, wäre aber auch bereit, ins Parteibüro zu ziehen – „vorausgesetzt, daß Sie die ausländische Gruppe freilassen und einen Fahrer organisieren, der sie nach Pakistan bringt“.

Die beiden Kommandeure schauten einander an. Verließen den Raum – vermutlich, weil Jons Persisch jetzt Privatunterhaltungen nicht mehr erlaubt. Zermürendes Warten. Sie kamen zurück und sagten, Jon solle am nächsten Morgen wiederkommen, dann wäre das Verhör mit Mohamdullah wohl zu Ende, und dann sei er frei, nach Pakistan zu gehen.

Zurück zum Krankenhaus.

Dort erwartete ihn eine weitere Neuigkeit: eine Abordnung der Bevölkerung hatte sich erkundigt, was denn lief – sie hörten nur Gerüchte, und keiner sagte so recht, was eigentlich vorging. Es waren (das hörte Jon erst später) die Stammesältesten des Masghar-Stammes, der in der Gegend wohnte, in der wir die Schulen unterhalten (die meisten unserer einheimischen Mitarbeiter im Krankenhaus gehören ebenfalls dem Masghar-Stamm an).

Während dieser Nacht fand keiner Schlaf. Das deutsche Team war entschlossen, in der nächsten Nacht abzureisen, koste es, was es wolle. Sollte Mohamdullah in der Tat freigesetzt werden, würde Jon sie begleiten: wenn nicht, würde er zurückbleiben. Christian, der junge Chirurg, sorgte sich um einen frischoperierten Patienten – meinte dann aber, die einheimischen Mitarbeiter könnten die postoperative Pflege übernehmen, da der Mann außer Lebensgefahr war.

Sonntagmorgen.

Wie üblich: der erste Gang am Morgen zum Parteibüro. Wie üblich: die erste Frage war die nach Mohamdullah.

Mohamdullah? Ja, die die Untersuchung durchgeführt hatten, würden bald ihre Entscheidung bekanntgeben: ob Mohamdullah für schuldig erklärt würde wegen des Überfalls oder freigesprochen.

Keine halbe Stunde später wurde Mohamdullah ins Büro gebracht. Er sei freigesprochen worden von dem Verdacht, sagte der Kommandeur beiläufig.

Was nun? fragte Jon.

O – wenn Jon ihnen doch noch einen Brief geben könnte, einen Dankesbrief für die Partei, daß sie sich um die Aufklärung des Verbrechens bemüht hätten, und dann sollte in dem Brief auch stehen, daß er keinen konkreten Verdacht habe.

Konkret – nein, einen konkreten Verdacht hatte er in der Tat nicht (wenn auch nicht-konkrete) – den Brief gab er ihnen bereitwillig. Und überdies, sagten sie, könnten sie jetzt gehen, aber einer ihrer Vertreter werde sie bis nach Quetta begleiten, dort könnten sie die zukünftige Zusammenarbeit mit der Exilregierung besprechen. Der Weg nach Pakistan schien frei.

Im Krankenhaus wartete schon die Abordnung des Masghar-Stammes. Kurze Rechenschaft über die letzten Ereignisse – sie boten ihre Hilfe an; wenn die Partei bewaffnet war, so waren es die Masghars nicht weniger! Jon dankte ihnen – zunächst mußten sie zurück nach Pakistan. Bewaffnete Auseinandersetzung würde die Sache nur komplizieren, aber wenn sie ihren jeweiligen Parteien erklären könnten, daß Lepco nur überpar-

teilich aktionsfähig bleiben könne, täten sie ihm und der Sache den besten Dienst! Und ob sonst noch irgendeine Frage offen sei?

Tja – ja falls uns nun auf der Rückfahrt eine andere Partei anhalten würde und fragen, warum wir gingen, was würden wir denen sagen? „Das gleiche wie euch“, sagte ich. Aber irgendwie, sagt Jon später, hatte diese Frage doch ein rotes Warnlicht in ihm aufleuchten lassen.

Einen von den Masghars kannte er persönlich, Baz Mohammed, seit langem. Beim Abschied richtete er es so ein, daß sie beide ein wenig hinter den anderen zurückblieben. Warum sie gefragt hätten? wollte er wissen, das mit der anderen Partei ...

„Der gegnerische Stamm“, sagte er. „Die haben vor, euch abzufangen und euch zu sagen, nicht abzugeben, sie würden euch verteidigen.“

„Gut“, sage Jon (und irgendein Winkel seines Herzens meinte es sogar), „das würde in unser Konzept, mit allen zusammenzuarbeiten, gut passen – nur festhalten dürfen sie uns diesmal nicht, wohl ihren Anspruch anmelden, aber wenn sie uns festhalten, dreht unser Team durch, dann haben wir überhaupt keine Hoffnung, daß noch mal jemand mit uns herkommt – also freies Geleit durch das Gebiet des Gegenstammes, das ist im Moment das Wichtigste.“ Ob er das wohl der Parteispitze erklären könnte?

Er hoffe, sagte der Freund. Und werde schon mal mit der Lobby für den Vorschlag im Stamm beginnen.

Abschied von den einheimischen Mitarbeitern.

„Vergleicht euch irgendwie, aber kommt bald zurück.“

„So bald als möglich!“

„Macht es möglich!“

„... Euer Interesse ist unser Interesse – wir wollen ja zurück. Wir sind auch zu Kompromissen bereit – nur auf die Parteilinie festgelegt zu sein, das wollt ja weder ihr noch wir ...“

„Und wir schreiben, sobald wir etwas wissen.“

Montag, bei der Abfahrt, ein blasser Sternenhimmel über der stillen Bergwelt.

Entführung in den Bergen

Auf dem Weg nach Anguri. Über den Bergen dämmt schon fahl der morgen. Jenseits Anguri beginnt die Steppe – Jagdgebiet der Räuberbanden, aber wenig von den Mudschahe-dins frequentiert. Das Dorf ist in Sicht, als plötzlich ein Jeep entgegenkommt, den Weg auf der engen Piste abschneidet – kein Kunststück in diesem Berggebiet! Zehn, zwölf bewaffnete verummte Männer springen aus dem Fahrzeug; einer, mit gezückter Pistole, springt auf den ersten der beiden Jeeps und deutet in die Fahrtrichtung, die wir nehmen sollen. Je zwei weitere Mudschahedins hängen in gefährlicher Stellung auf den Trittbrettern; das Fahrzeug der Entführer beschließt den Zug. Keiner spricht ein Wort.

Nach Angabe der verummten Entführer fahren sie. Fahren. Fahren. Eine endlose halbe Stunde. Dann Halt vor einem Bunker. Die verummten Gestalten werfen ihre Tücher von sich und lächeln die Entführten an – Jon erkennt den Stammesältesten der Gegenpartei und Jan Ali, einen unserer ehemaligen Mitarbeiter im Krankenhaus. „O“, sagen sie, als sie die besorgten Gesichter sehen, „wir wollten Sie nicht erschrecken!“

„Woher sollten wir wissen, daß ihr es wart, die uns anhielten?“

„Ach – daran haben wir nicht gedacht!“ (Warum sie verummte waren?, vermutlich wegen der Partei. Den Parteibegleiter hätten sie gleich zurückgeschickt, sagten sie später.) Sie wollten mit Jon sprechen. Nicht hier. Im „nächsten“ Dorf. Das „nächste Dorf“ war zwei Stunden Jeepfahrt entfernt in den Bergen. Das er-fuhren sie (im wahrsten Sinne des Wortes) aber erst, als sie sich mit dem gleichen Konvoi in Bewegung gesetzt hatten und die endlos scheinende Fahrt in die Berge zu einem Ende kam. Die Entführer erwiesen sich als vollendete Gastgeber: das Frühstück war großartig, Tee, Fladenbrote, Sauermilch – und alle waren hungrig. Sie sollten sich erst einmal ausruhen, hieß es. Wer eigentlich wie lange geschlafen hat in diesen zwei Stunden, wage ich nicht zu sagen. Nach zwei

Stunden baten die Entführer, doch mit ihnen in ein zweites Haus zu kommen, und kurz danach wurde Jon beim Oberkommandanten vorgeladen.

„Die Leute haben uns gebeten, wir sollten Sie nicht gehen lassen, ehe wir nicht herausgefunden haben, warum Sie Ihr Personal abziehen“, sagt er.

Jon erzählte die Geschichte kurz, vermied Namensnennungen.

Und wer hinter der ganzen Sache denn stecke, dem Überfall und der nachfolgenden Verzögerung?

„Was geschehen ist, ist geschehen“, sagt Jon, „warum jetzt noch weiter Mißtrauen säen?“ Und wann sie weiterfahren könnten? Das Team sei allmählich doch sehr beunruhigt, und einer der Ärzte sei alt und könnte die Strapazen der langen Fahrt nur mit Mühe auf sich nehmen. Weiterfahren? Das könnten sie schon am frühen Nachmittag, wenn Jon ihm die ganze Geschichte erzählt hätte. Also. Jon erzählte die Geschichte noch mal. Die ganze Geschichte. Die mit dem Überfall, und daß die Partei unbedingt wollte, daß sie unter ihrer Anweisung, und nur ihrer Anweisung, arbeiten sollten, und warum sie das nicht könnten. Daß er aber nicht wisse, wer den Überfall inszeniert habe, und wo die 40 000,- DM abgeblieben seien – nur, daß es einer unserer Mitarbeiter getan hätte, das hielte er für total unmöglich.

Er müsse aber doch irgendeinen Verdacht haben?

Außer dem negativen, daß es keiner der Mitarbeiter gewesen sei, habe er keinen konkreten Verdacht.

Verdacht sei nie konkret. Ob er einen *Verdacht* habe.

Nein, er hatte keinen.

Gar keinen?

Nein, gar keinen. Sonst wäre er dem doch nachgegangen, logischerweise, denn die 40 000,- DM werden doch vom Projekt benötigt. Keinen Verdacht.

Es kann nur eine Partei gewesen sein, wer kann sich sonst so etwas wagen?

Jon: „Ich weiß es nicht.“

„Es muß eine Partei gewesen sein. *Die Partei?*“

Jon: „Ich weiß nicht. Oder eine andere Partei, die denen was am Zeuge flicken wollte? Wer weiß das? Ich weiß es nicht.“

Die Unterredung zog sich über drei Stunden hin. Die ganze Zeit lief das Band. Wenn die Kassetten ausgewechselt werden mußten, unterbrachen sie für eine Minute. Woher sie die Kassetten hatten? Vermutlich überspielten sie alte. Das würde auch mit diesem Interview geschehen: sie würden es überspielen.

Der übliche Schlußakt: Jon unterschrieb eine Erklärung. Der Kommandeur setzte eine wichtige Miene auf: „Die Sache ist schwerwiegend“, sagte er, „und betrifft uns alle. Ich werde einen Untersuchungsausschuß einsetzen, die Untersuchungen sollten in einer Woche abgeschlossen sein, so lange sind Sie unsere Gäste.“

Nicht daß Jon geradewegs die Nerven verloren hätte. Aber die Situation begann doch, an seinen Nerven zu zerren: Er mußte das ausländische Team heil nach Pakistan bringen, und das unverzüglich! Sonst drehte ihm die Gruppe noch durch.

„Wenn die Organisation, die uns die Ärzte schickt, hört, daß wir gegen unseren Willen festgehalten werden, besteht die Gefahr, daß sie kein neues Team schickten.“ Es machte Jon nicht einmal Mühe, überzeugend und nachdrücklich zu sprechen: die Gefahr war real! „Ich habe eine Verpflichtung der Bevölkerung gegenüber“, sagte der Kommandeur. „Ihre Rückkehr betrifft nicht nur die Parteianhänger, sie betrifft uns alle. Wenn die anderen bewaffnet sind – wir sind es auch, wir können sie noch immer schlagen!“

Jetzt wurde es Jon in der Tat zu viel. „Das ist das Letzte, was wir wollen!“ unterbrach er den Kommandeur. „Wir sind gekommen, Menschenleben zu retten und nicht in Gefahr zu bringen, und ich habe doch berechtigte Hoffnung, daß wir in Pakistan mit den Exilregierungen eine Lösung finden, die für alle akzeptabel ist.“

„Wir bestehen darauf, daß Sie sich keiner Partei unterordnen“, sagte der Kommandeur, „sondern unabhängig bleiben.“

„Gerade das wollen wir ja!“ sagte Jon, „und wenn Sie uns jetzt abfahren lassen, werden wir nicht aufgeben, bis die

Bedingung auch von allen anderen Parteien akzeptiert worden ist und wir unabhängig und ohne Furcht vor Erpressung die Arbeit wiederaufnehmen können.“

Der Kommandeur bat ihn, in einem anderen Zimmer „einen Augenblick“ zu warten. Das tat er dann. Unser aller Haupt- (nicht unbedingt Lieblings-)beschäftigung in Afghanistan: Warten.

Um 2 Uhr, zum Mittagessen, war das Team endlich wieder zusammen. Es war eine lange Tafel – so fiel es nicht auf, daß einige nur ein paar Bissen herunterwürgten – es fanden sich genügend andere, die nur zu willig doppelte Portionen verschlangen. Beim Händewaschen, draußen vor dem Raum, traf Jon Jan Ali, der früher im Krankenhaus gearbeitet hatte; es war einfacher, ihm als dem Kommandeur zu erklären, daß wir unbedingt abfahren mußten und warum. Er meinte, dem sollte eigentlich nichts im Wege stehen, und kurz darauf ließ der Kommandeur mich wieder rufen. Er glaube zwar, meinte er, ich hätte ihm nicht die ganze Geschichte erzählt, aber vielleicht würde ich das in Quetta nachholen, wo dem keine Sicherheitserwägungen mehr im Wege stünden, und er gab mir die Namen und Adressen der Exilregierung in Quetta.

„Und jetzt können Sie einsteigen“, sagte der Kommandeur, „wir bringen Sie zurück nach Anguri.“

Einen Schritt näher nach Pakistan, zur Freiheit.

Kein Grund, die Arbeit aufzugeben

In Anguri wurden sie noch einmal aufgehalten. Die Fahrer mußten Diesel tanken, und die anderen sollten (Warum?) nicht mit ihnen fahren. Wieder einmal saßen sie in einem Parteibüro fest.

„Was tun Sie eigentlich hier?“ Der Mann, der in den Raum gekommen war und die Frage stellte, war unverkennbar von der Partei. „Ich hatte noch etwas hier zu tun, ehe wir endgültig abfahren“, war Jons überzeugende Antwort. „Gehen Sie vom Fenster weg“, sagte der andere, „lassen Sie sich nicht sehen!“

Jon ging vom Fenster weg. Befehlen, die nicht schaden, nachzukommen ist eine zeit- und nervensparende Angewohnheit.

Vor der Abfahrt mußte er noch eine weitere Erklärung unterzeichnen. Daß der Gegenstamm sie zuvorkommend behandelt hätten und sie keine Klagen gegen sie hätten. Dann stand plötzlich Baz Mohammed vor Jon und sagte, wir sollten sofort abfahren. Jetzt? Abfahren? Alle waren total erschöpft, und es wurde schon dämmerig.

Baz Mohammed warnte. Ein Vertreter einer dritten, fundamentalistischen Partei erkundigte sich gerade im Basar nach Jon – wenn er ihn im Hotel anträfe, hieße das wohl eine dritte „Befragung“, die sich wiederum bis tief in die Nacht hineinziehen würde – nein, was zuviel ist, ist zuviel! ...

Wie sie dann dem erneut drohenden Verhör entgingen, wie sie sich durch gefährliche Nebenstraßen, abseits aller Mudshahedin-Posten, zur pakistanischen Grenze durchschlagen, das wäre eine Geschichte für sich ...

Ich war gerade in Deutschland, als ich Jons Bericht über diesen Überfall und die sichere Ankunft des deutschen Teams in Quetta erhielt. Das Abenteuer war zu einem guten Ende gekommen. Und am Ende das Resümee, das mich so glücklich machte: „Wir müssen wegen der jüngsten Vorkommnisse einen weiteren Ausbau der Arbeit zunächst einmal verschieben. Aber ich sehe keinen Grund, die Arbeit in Afghanistan aufzugeben.“

Ich sehe keinen Grund, die Arbeit in Afghanistan aufzugeben.

Maschinengewehre zu Musikinstrumenten?

Bunte Todesminen

Es war keine halbe Stunde vom Notkrankenhaus entfernt, auf der „Hauptstraße“, so nennen sie die Pisten, die nicht nur durch eine Wagenspur gekennzeichnet sind, sondern sich durch häufigeren Verkehr so tief in den Sand eingezeichnet haben, daß sie auf Kilometer hin als Straßen erkennbar sind.

„Nicht von der Piste abweichen!“ befiehlt Jon, als Zaffar einen Traktor zu überholen versucht. Die Piste sieht mir ganz ungefährlich aus, der Traktor wirbelt eine wahre Staubwolke auf.

„Warum nicht“, frage ich.

„Erst letzte Woche ist ein Jeep hier in die Luft gegangen“, sagt Jon, „die Bombenangriffe sind seltener geworden, die Minenverletzungen häufiger, wir befinden uns noch im Gebiet von Loman.“

1984, im Herbst, hatten die Russen einen Angriff gestartet und Loman erobert. Dort haben sie sich regelrecht verschanzt. Loman wurde aus der Luft versorgt. Es gab keine Landwege für den Nachschub. Nach dem Winter, einem harten Winter, rückten die Aufständischen vor. Jon war damals als „Sanitäts-truppe“ mit dabei. Er erzählte mir später: „Als wir diese Stellung einnahmen und als ich die verlassenen Unterkünfte der Russen sah, da ist mein Herz in Erbarmen geschmolzen bei der Vorstellung, wie hier junge Menschen in dem grausamen Winter in diesen notdürftigen Wellblechbaracken haben ausharren müssen. In ständiger Furcht vor den Angriffen der Mudschahedins (und die sind ja wirklich nicht wählerisch, wenn sie Gefangene machen). Allein auf Luftversorgung angewiesen – daß diese Jungs hier einen Winter verbringen

mußten unter solchen Umständen, das schien mir so unmenschlich, brutal.“

Die Saat der Gewalt ging noch auf, als die Russen sich schon aus Loman zurückgezogen hatten; denn sie hatten das ganze Gebiet vermint.

Als die Einheimischen sich selber an die Entminung machten, indem sie einfach versuchten, Minen aufzuschrauben, hatten wir mehr Tote und mehr Verstümmelungen durch explodierende Minen als durch Kampfeinwirkung.

„Ich kann alles verstehen“, sagt Jon. „Als die russischen Soldaten nach Afghanistan geschickt wurden, da hat man ihnen auch nicht gesagt, daß sie gegen Bergbauern antreten müßten, gegen 16-, 18jährige barfüßige Jungs, wer macht denn schon sowas mit Vergnügen? Die, die sie rausschickten, haben das wahrscheinlich selbst auch nicht gewußt. Die dachten auch, sie führten einen heiligen Krieg.“

Aber wie jemand den Gedanken haben kann, bunte Minen herzustellen, die wie Spielzeug aussehen – wie jemand eine Produktion roter und blauer Minen anlaufen lassen kann, kaltblütig und überlegt – jemand, der selbst Kinder hat oder doch wenigstens einmal in seinem Leben entzückt oder versonnen spielenden Kindern zugeschaut hat – das, das kann ich nicht verstehen!“

Und fünfzig Prozent der Verwundeten waren Kinder.

Buskaschi

Es gibt in Afghanistan ein Volksbelustigungsspiel Buskaschi, das jahrelang in Vergessenheit geraten war und das man jetzt wiederaufleben läßt. In Lal, wo wir die letzte Außenstation aufgemacht haben, wollten sie es wieder spielen. Es ist eine Art Polo. Es wird auf Pferden gekämpft, es geht um eine ausgestopfte Ziege, um die man streitet. Wer sie mit einem Stab hochheben und davonreiten kann, der ist der Sieger. Solche Spiele, sagen sie, stähle die Männer zum Kampf. Von der Entstehungsgeschichte dieses Spiels heißt es, früher hätten

die Afghanen ihre Kriegsgefangenen in Ziegenhäute eingenäht und sie so traktiert. Schon wegen dieser Assoziation könnte ich mir ein solches Spiel nie ansehen. Nie. Es wäre mir unmöglich, total unmöglich, auch nur zuzuschauen. Wenn ich nur an so etwas denke, steht der Horror des Kriegs zwischen den Russen und Afghanen vor meinen Augen, so brutal – schrecklich. Unbeschreiblich schrecklich.

Warum wir uns so schwertun, an die Macht der Gewaltlosigkeit zu glauben? Kein Wunder, wenn doch jeder Versuch wieder den Beweis erbringt, wie schwierig sie ist.

Die Musik des Heldensohnes

Heute morgen habe ich doch eine Chance verpaßt. Da hatte R. seinen dreijährigen Sohn zwischen seinem Maschinengewehr und dem Gewehr seines Freundes geparkt, in der Sprechstunde, während er sich den Blutdruck messen ließ. Der Bub hatte nichts Besseres zu tun gehabt, als die glitzernden Aufschläge des Gewehres näher zu inspizieren – und hatte bald herausgefunden, daß man mit Hilfe eines Teelöffels damit sogar Musik machen konnte: ding – ding – dong – dong.

„Hör, Jon“, sage ich, „die Aufnahme muß ich haben – so wollen wir eines Tages alle die Dinger verfremdet haben –!“

Soweit die Unterhaltung auf Englisch.

Auf Persisch sah sich der Tatbestand entschieden anders an. R. hatte die Vorbereitungen gesehen: daß wir seinen Sohn porträtieren wollten! Sprang auf, riß den Buben aus seiner Andacht, setzte ihn in Positur, nein, nicht mit dem gewöhnlichen Gewehr!, mit dem Maschinengewehr!, mußte er aufgenommen werden. Da saß der Dreijährige, brav und verdattert, gehorsam eine Hand am Maschinengewehr, und Jon schoß die Aufnahme für mich, unter dem dröhnenden Beifall aller anwesenden Mudschahedins. Und ich verfügte über nicht genügend Persisch, um klarzumachen, daß diese von mir angeordnete Aufnahme nicht dazu gedacht war, ihre Helden-söhne schon mit drei Jahren mit einem Maschinengewehr zu

porträtieren, sondern daß ich meine Träume nicht begraben wollte: daß wir Schwerter in Pflugscharen geschmiedet haben, ehe der Bub ins Mannesalter kommt, und Maschinengewehre zu Musikinstrumenten umfunktioniert: ding – ding – dong – dong.

Sie sehen nur den Feind

Irgendwo in Pakistan, nahe der afghanischen Grenze. Wir haben uns durch Zufall getroffen, ein Deutscher, der im afghanischen Flüchtlingsdienst arbeitet, und wir, auf der Suche nach Lepra-Patienten, in der einheimischen Bevölkerung, unter den Flüchtlingen. Hermann ist an unserem Kompendium über Lepra-Erkennung und -Behandlung interessiert, er bildet Afghanen in Erster Hilfe aus.

„Sie lernen nur das, was sie praktisch tun“, sagt Hermann. Ich habe gleiche Erfahrungen gemacht.

„Sie haben die Atemwege einfach nicht kapiert, bis wir eine Ziege seziert haben.“

„Verstehe ich gut!“ sage ich.

„Und dann haben wir die Lunge aufgeblasen und ausgedrückt, und sie haben gelacht. ‚Das macht keinen Spaß‘, haben sie gesagt, ‚das ist bloß eine Ziege. Das nächste Mal, da machen wir das mit einem Russen.‘“

Ich höre mit weit aufgerissenen Augen zu.

„Und was haben Sie den Jungen gesagt?“ Mein Herz klopft bis in die Kehle.

„Gesagt?“ fragt Hermann und sieht mich verständnislos an.

Das Grauen folgt mir bis nachts in die Träume. Ich weiß. Weiß zuviel. Viel zuviel. Von beiden Seiten. Sie sehen Feindbilder. Feindbilder. Nicht den Buben, um den eine Mutter weint und ein Mädchen bangt. Sie sehen den Russen, den Afghanen, den Feind ...

Später. Viel später. Wir sitzen auf dem gestampften Lehmbo-
den der „Veranda“ vor dem „Gästehaus“ des Krankenhauses
und warten auf das Abendbrot.

Gestern mittag hat es Fladenbrote mit braunen Bohnen
gegeben, gestern abend Fladenbrote und Bohnen, heute mittag
Fladenbrot und Bohnen, und jetzt warten wir auf das
Abendessen: Fladenbrote und braune Bohnen. In Blechschüs-
seln serviert. Jemand hat ein altes Heft der „Times“ mitge-
bracht, der Himmel weiß, wie die nach Zentralafghanistan
gekommen ist. Ich blättere durch die Seiten. *Sie* träumt vom
großen Glück (eine Rolex). *Er*, junger dynamischer Manager,
baut seine Zukunft mit IBM. Ein Artikel über Afghanistan.
Hundertmal Gelesenes. Ein Journalist hat die Mudschahedins
zwei Wochen auf ihren Streifzügen begleitet. Nichts Neues.
Ich blättere um. Starre auf ein Bild. Ein russischer Gefangener,
unter einer Gruppe von Mudschahedins; ein junges Gesicht
unter bärtigen Männern. Noch heute, heute steht es vor mir,
das Bild, als hätte ich es gestern gesehen. Keine wilde Angst im
Blick. Nein. Verloren – verloren – verloren. Warum schreien?
Die Mutter – sie kann ihn doch nicht hören. Warum fliehen?
Rußland – die Heimat – sie ist weit – weit hinter Bergen,
Bergen, Bergen – vielleicht hat man das auch nur geträumt,
früher; vielleicht hat es das nie gegeben: Mutter – Heimat.

Ich stehe auf, der Abhang ist mit Felsbrocken übersät, ich
will nicht, daß sie meine Tränen sehen. Die lange dunkle
einsame Nacht in der Gewalt der Mudschahedins – ehe sich
alles aufklärte – und dann kamen die Jungen, mit einer
Petroleumlampe, und sagten, wir verhandeln, und es wird alles
gut ausgehen – mein Herr, jetzt bin ich bis nach Zentralafgha-
nistan gekommen, warum darf ich dem Jungen nicht helfen?
Warum schickst du uns nicht dorthin, zufällig dorthin, wo ein
Junge wartet, daß das Wunder geschieht? Du weißt, ich würde
mein Leben, ich würde leichtherzig, singend mein Leben
wagen (wenn du mir die Gnade gibst), um auch nur einem,
einem solchen russischen Jungen nahe zu sein ...

„Frau Doktor“, ruft Hassan, „das Essen wird kalt.“

Fladenbrote und braune Bohnen. Diesmal haben sie als besondere Überraschung rohe Zwiebeln dazugeschnitten, Zwiebelringe.

Ich stolpere den Abhang hinab.

Sie machen wenig Gefangene, wo auch hin mit ihnen? Wie sie ernähren, wenn das Brot für die Kämpfenden nicht reicht? Wer hat sie gezwungen, warum müssen sie morden, diese Bergbauern des Hindukusch? Wer verfügt das, daß die Jungen aus Rußland sterben müssen? Wer?

In der Runde um die Fladenbrote und die Braune-Bohnen-Blehschüsseln fällt es nicht auf, daß einer einsilbig ist, der ihr Persisch nicht spricht und es nicht versteht.

Hassan und Kathrin

Ein Hazara-Schicksal

Hassan ist Hazara. Hazara sind Bewohner des zentralafghanischen Hazarat und turkmongolischer Herkunft. Als Schiiten gehören sie einer konfessionellen Minderheit an. In der Vergangenheit wurden sie von ihren Mitbürgern zweifellos diskriminiert. In Kabul stellten sie die Lastträger und erledigten die Schmutzarbeiten. Für die Entwicklung des Hazarajat tat der afghanische Staat fast nichts. Er sorgte aber dafür, daß sich die puschtunischen Nomaden ungehindert in diesem Landesteil bewegen konnten. Auf die Äcker und Weidegründe der Hazara wurde dabei kaum Rücksicht genommen. An der Universität, im Offizierskorps und in der Staatsverwaltung waren die Hazara stark unterrepräsentiert, selbst wenn man die offiziell angegebenen Zahlen von 1,1 bis 1,5 Millionen Menschen zugrunde legt. Es dürfte mehr als drei Millionen Hazara geben.

Nach dem kommunistischen Putsch von 1978 und den bald darauf folgenden Übergriffen des neuen Regimes auf die Bevölkerung erhob sich auch im Hazarajat militärischer Widerstand. Mitte 1979 war das ganze Gebiet frei. 1980 wurde ein sowjetischer Versuch, ins Hazarajat einzudringen, vereitelt. Damals floh Hassan. Die Geschichte seiner Flucht aus Afghanistan hat er mir in Karachi einmal erzählt: Er war Regierungsangestellter im Informationsministerium in Kabul. Seine Familie hatte schon in der letzten Generation das Dorf verlassen und war in die Stadt gezogen. Als die Russen einmarschierten, reichte er seine Kündigung ein und eröffnete einen Laden im Basar. Regierungstreue Angestellte des Ministeriums jedoch ließen nicht ab, ihn zu besuchen, ihn zu

drängen, in die kommunistische Partei einzutreten ... „Und dann kam der Tag, an dem es mir klar wurde: ich mußte mich entscheiden. Jeden Tag verschwanden Menschen aus der Nachbarschaft, und man hörte nie wieder von ihnen – es gab nur drei Möglichkeiten: entweder der Partei beizutreten und so sein Leben zu retten – oder sich ein Gewehr zuzulegen und sich den Widerstandskämpfern anzuschließen – oder nach Pakistan zu fliehen.“

Hassan entschloß sich zur Flucht. In Pakistan hatte er Freunde, dort hatte er achtzehn Jahre verbracht als Lepra-Patient bis zur Ausheilung. Jetzt ist er zurückgekommen, um seinen Brüdern und Schwestern in Not zu helfen. Seine Familie ist in den Iran geflohen. „Zurück in unser Dorf konnten wir nicht – wir hatten unsere Felder verkauft, als wir in die Stadt zogen. In Kabul konnten sie nicht bleiben, meine Brüder sind im wehrpflichtigen Alter, sie wären von den Russen zwangsverpflichtet worden.“

1983 war Hassan nach dreijähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat gekommen. Auch durch das Schicksal seiner Frau war er inzwischen mit dem Widerstand verbunden. Er hatte eine französische Apothekerin geheiratet. Kathrin.

Die Französin, die ihr Herz in Afghanistan verlor

Kathrin war mit einem Afghanen aus dem Widerstand verheiratet gewesen. Sie hatten sich in Frankreich kennengelernt, dort geheiratet und waren dann, als das Land in Schwierigkeiten geriet, nach Afghanistan zurückgekehrt. Er war Ingenieur und kümmerte sich um die Infrastruktur und, wie jeder das dort macht, der eine Ausbildung hat, auch um die medizinische Grundversorgung. Dann bekam Kathrin ein Kind. Als der Bub zwei Jahre alt war, ging sie mit dem Kind nach Frankreich, um Ferien zu machen. Vor ihrer Rückkehr hatte sie bei uns angefragt, ob sie nicht bei uns auf ihren Mann warten könnte, der aus Afghanistan zurückkäme, um sie abzuholen. Und während sie bei uns wartete, erreichte uns die

Nachricht, daß ihr Mann erschossen worden sei von der Gegenpartei. Er hatte einen Verwundeten versorgt, und da hatte die Gegenpartei Einspruch erhoben: Sie hätten geschossen, damit der Mann stirbt. Und nicht, damit ihn jemand ärztlich versorgt. Als Vergeltungsmaßnahme haben sie dann den erschossen, der dem Verwundeten das Leben gerettet hatte. Wir sind dann zunächst nach Peshawar zu den Exilregierungen, um das Gerücht bestätigt zu bekommen.

Und als sie die Wahrheit wußte, sagte sie, sie wolle auf alle Fälle wieder ins Land, denn sie wüßte, es sei der Wunsch ihres Mannes, daß ihr Kind, sein Sohn Iqbal, im Widerstand aufwächst. Ich war froh, daß wir für unser Projekt eine Frau haben würden. So fing Kathrin mit der Ausbildung als Lepra-assistentin an. Und dann kam Hassan auf Urlaub, und Kathrin lebte sichtlich auf. Sie hatten sich vorher nicht gekannt. Ein wenig später flog ich einmal mit Hassan nach Quetta, ich weiß nicht mehr warum, wohl um für den Nachschub zu sorgen.

Im Flugzeug sagte mir Hassan feierlich, ich sei ihm wie eine Mutter – nein, nicht „wie“, sondern eine richtige Mutter gewesen, und er müsse mir noch etwas sagen, etwas ganz Persönliches.

Ich lächelte und sagte, ich glaube, ich wüßte es schon.

„Woher?“

„Von euch“, lachte ich, „wenn auch nicht durch Worte! Man mußte euch nur sehen.“

Sie haben dann geheiratet. Hassan, der ehemalige Lepra-Patient aus Afghanistan, und die junge Frau aus Frankreich, die ihr Herz an Afghanistan verloren hatte. „Gott ist gut“, sagte Hassan, „ich bin zurück in mein Land, um meinen Brüdern und Schwestern in Not zu helfen, und habe Gott um keinen Lohn gebeten. Und da schenkt er mir in seiner freien und verschwenderischen Liebe, was ich nie zu träumen gewagt hätte. Ich hätte Sohra nie kennengelernt, wenn ich in Pakistan geblieben wäre, auf irgendeiner Außenstation.“

Sohra (das ist Kathrins muslimischer Name) hat dann ihre Ausbildung abgebrochen: Sie war der Meinung, es nicht

aushalten zu können, daß Hassan in Afghanistan in Gefahr sei und sie hier in Sicherheit. Das konnte ich verstehen. Ich bin ja schon froh, daß wir eine Mitarbeiterin mit einer guten Grundausbildung im Projekt haben.

Nach eineinhalb Jahren kamen sie zurück – für Sohras Entbindung. Wieder einmal erwies sich unsere Sorge als unnötig. Hassan hatte mit Sohra offen über die Möglichkeit gesprochen, daß sie vielleicht keine Kinder haben würden; sie habe ja Iqbal, hatte sie gesagt. Und jetzt hielt Hassan seine Tochter im Arm ... Hassan und Sohra zogen mit zwei Kindern heim, einem Paar Tauben (für Iqbal), einem Kinderkorb (für Sabiha), und Käsevorrat für die nächsten drei Monate (für Sohra, eine Erinnerung an Frankreich). Zurück in ihre Außenstation Sheikh Ali.

Ob Sohra glücklich ist?

Was ist Glück ...?

Zwischen zwei Kulturen

Da ist die Stellung der Frau in Afghanistan. Sohra muß sich natürlich verhalten wie eine muslimische Ehefrau. Sie ist verschleiert. Und darf nur in Erscheinung treten, wenn der Mann sie ruft. Persönlich leben sie sehr partnerschaftlich. Sie lieben sich wirklich. Aber gerade die Liebe überfordert Hassan wohl; vielleicht noch mehr als sie. Auf der einen Seite die Anforderung der Frau nach partnerschaftlicher Ehe. Auf der anderen Seite die Erwartung der Gesellschaft: Beides auf einen Nenner zu bringen ist schwer. Man merkt nicht viel, aber da sind so kleine Beobachtungen. Ich war mit Hassan noch spät nachts unterwegs gewesen, und dann kam Iqbal, der Fünfjährige, uns mit der Laterne entgegen; er hatte gesehen, daß wir unten am Abhang angekommen waren, und hatte sich eine Petroleumlampe geschnappt, um uns den Weg zu leuchten. Der Aufstieg zum Dorf ist ein steiler enger Felsenpfad. „Du hast dir wirklich einen ritterlichen Buben herangezogen“, sagte ich zu Kathrin, „der von selber auf die Idee kommt,

solche Dienste zu leisten.“ „Oh“, sagte Kathrin, „Iqbal wird mal ganz atypisch. Der hat ein Herz für uns Frauen.“ – Einmal spielte das kleine Mädchen, sechzehn Monate alt, mit einem Tuch, das sie über den Kopf zog. Hassan sagte ganz beglückt: „Sieh, Sabiha geht schon freiwillig in die Verschleierung!“ Wie dann Kinder so eben sind, zog sie das Tuch energisch wieder herunter. Und Kathrin: „Nachdem sie es ausprobiert hat, wirft sie es weg.“ Das sind kleine Dinge. Aber ich bin bedrückt abgefahren. Ich habe ihnen ganz bestimmt zu der Heirat nicht zugeredet, aber ich habe ihnen auch nicht abgeraten. Hätte ich es tun sollen? Jetzt habe ich ihr versprochen, daß ich ihr einen Vertrag mit einer europäischen Hilfsorganisation vermittele, damit sie wenigstens alle zwei Jahre eine Flugkarte nach Frankreich bekommt. Wenn wirklich einmal etwas passiert, möchte sie nicht, daß die Kinder hier allein bleiben, besonders das Mädchen. Um Sabiha macht sie sich natürlich mehr Sorgen als um den Buben. Jetzt können wir ihren Vertrag nicht ausstellen. Bis zum Frühjahr haben wir gar keine Möglichkeit, ihr auch nur einen Zettel zu schicken, die Wege sind verschneit. Sohra setzt sich sehr für die Frauen ein und versucht, ihnen in ihren täglichen Schwierigkeiten zu helfen. Da gibt es zum Beispiel wilde Kirschen, die niemand anfaßt, weil sie sauer sind, aber man kann davon eine ganz herrliche Marmelade machen. Oder: Wenn man Weizenkörner vorkeimt, kann man Kleinkinder damit füttern. Die Umstellung vom Stillen kostet viele Kinder das Leben: Weil man kein Holz hat, kann man für Kleinkinder keine extra Mahlzeiten zubereiten. Aber wenn man Weizenkeime so vorkeimt, dann braucht man sie nicht lange zu kochen. Sie bemüht sich sehr, in ihrem Lebenskreis Veränderungen zu bewirken. Aber wie lange sie es in der Diskriminierung aushält, darum Sorge ich mich. Wenn sie wenigstens jedes zweite Jahr nach Frankreich fahren kann, wo sie wieder sie selbst sein darf! Dann braucht sie sich vielleicht mit ihrer muslimischen Rolle nicht zu identifizieren und kann sich als europäische Frau fühlen, die für die Frauen in Afghanistan etwas tut. Vielleicht sind das aber auch nur meine Gedanken, und Sohra denkt ganz anders?

Ich weiß nicht, ich hatte nicht den Mut, mit ihr darüber zu sprechen.

Sheikh Ali

Sheikh Ali war ursprünglich als Lepra- und Tuberkulose-Bekämpfungsstation gedacht. Das blieb nur ein guter Vorsatz: Heute kümmert sich Hassan um den gesamten Gesundheitsdienst in seinem Heimatgebiet und behandelt in seinem „Notkrankenhaus“ (es gibt schon sechs „Betten“¹) recht und schlecht jeden, der zu ihm kommt, einschließlich chirurgischer Fälle. Lepra- und Tuberkulose-Patienten bekommen ihre Medikamente, wenn sie sie abholen.

Und wenn sie nicht kommen? Oder nicht kommen können? „Sagen Sie mir selbst, Doktor: wie soll ich fortgehen? Wie kann ich die Familie allein lassen und in den Außendienst fahren, wenn wir nur vier Jeepstunden von Kabul entfernt sind? Und Sohra?“

Wenn Hassan im Außendienst ist, kann Sohra die Sprechstunde nicht allein abhalten. Das kann sie nur als Frau ihres Mannes. Damit ergeben sich auch für uns neue Schwierigkeiten. Wir zahlen zwei Gehälter. Aber die Frau kann nicht fungieren, wenn der Mann nicht dabei ist. Wie aber sollen wir ein drittes Gehalt rechtfertigen, wenn wir schon zwei Fachkräfte eingesetzt haben. Wenn Sohra jetzt von einer anderen Hilfsorganisation bezahlt wird, wird die Sache ein wenig einfacher. Dann wird aber ihr Vertrag wieder zu neuen Komplikationen führen. Sohra wird den Flug für den Heimataurlaub bezahlt bekommen – und Hassan? Die Kinder? Wenn die ganze Familie auf Urlaub geht, dann ist die Station für drei Monate nicht besetzt.

Und wo bekommen wir die Leute her, die Hassan dann vertreten. Da sagt Jon natürlich auch: Wenn ich für das Gesamtprojekt verantwortlich bin, kann ich nicht drei Monate in Sheikh Ali sitzen. Unvorhergesehene Probleme.

Trotzdem sind wir froh, daß Frauen im Projekt mitarbeiten.

Masuma in Lal und Sohra in Sheikh Ali. Wir sind also schon unerwartet gut besetzt mit Frauen.

Wir sind ja nach Afghanistan gekommen, weil wir die kranken Frauen nicht in Behandlung bekamen. Ich habe auch in Pakistan unter den Pathanen mehr Frauendiskriminierung erlebt als unter den persisch sprechenden Hazaras. Daß ein Mann seine Frau einfach abschreibt, wenn sie ihm nicht mehr paßt, und einfach eine andere heiratet und die abgeschriebene Frau nur noch als Sklavin benutzt, eine so brutale Diskriminierung haben wir in Zentralafghanistan nicht gefunden. Aber für die Untersuchung von Frauen im muslimischen Milieu ist die Mithilfe von weiblichen Helfern wichtig. Die Hazara-Frauen profitieren jetzt davon.

Die Versuchung der Gewehre

Die mongolischen Hazaras waren immer die vergessene Minderheit. Ursprünglich kamen sie aus den fruchtbaren Ebenen des Kandahar und wurden von den kriegesischen Pathanen (oder Puschtunen) in die unwirtlichen Hochebenen des Hazarajat zurückgedrängt. Unter König Daud bekamen sie die ersten Schulen. Sie durften keine Gewehre tragen, sie wurden nie für das Heer rekrutiert. Die Hazaras hatten also einen großen Nachholbedarf an Gewehren. Jetzt im Widerstand dürfen sie sie plötzlich tragen. Da spielt natürlich jeder fasziniert mit seinem Gewehr herum, und wenn sie es nicht gegen den äußeren Feind anwenden, dann werden sie in Bruderkämpfen, in Stammeskämpfen erprobt. Jeder Hazara muß sich jetzt erst beweisen, daß er ein Mann ist; dadurch beweisen, daß er mit einem Gewehr umgehen kann!

Hassan, der Hazara, hatte eines Tages plötzlich ein Maschinengewehr im Auto.

Woher er das habe, wollte ich wissen.

„Die Partei hat es mir gegeben“, sagt Hassan, „ich solle es behalten. Sicher ist sicher. Dreißigtausend kostet so ein Ding.“

„Das geht nicht“, sage ich. „Lepra-Arbeit und Maschinenge-

wehre – hast du das nicht selbst immer gesagt? Waren wir nicht immer stolz darauf, daß wir keine Waffen tragen?”

„Aber ich benutze es doch nie“, sagt Hassan. „Ich trage es nicht mal. Die Dinger sind nämlich blöd schwer.“

„Warum hast du es dann im Wagen?”

Keine Antwort.

„Du kennst die Regeln: entweder Kalaschnikow oder Lepra-Arbeit.“

Am nächsten Tag war die Kalaschnikow verschwunden. Die Lepra-Arbeit ging weiter.

Daß selbst gestandene Männer wie Hassan in Gefahr stehen, ihre männliche Ehre auf diese Art beweisen zu wollen, das hätte ich nie geglaubt.

Im August 1984 war es, in Bughra: „Eine Gruppe Männer hat heute das Dorf verlassen“, sagt Hassan, „mit ihren Maschinengewehren, um eine gegnerische Widerstandsgruppe zu bekämpfen.“ Das ist wie eine Krankheit, plötzlich kommt sie über ein Dorf, dann rotten sich die Männer zusammen und ziehen los. Und dann ist das Fieber vorbei, und sie kommen zurück. Und ein anderes Dorf zieht aus. „Wir haben nie Gewehre in unseren Händen gehalten, früher“, sagt Hassan. „Jetzt ist jeder bewaffnet, und wenn die Russen nicht angreifen, müssen sie ihre Munition trotzdem verschießen, dann entsinnen sie sich an die alten Stammesfehden...“

Mubarik

Eine Biographie voller Hoffnung

Die Straße nach Malistan, wo wir unsere Außenstation aufgemacht haben, ist ein Paß, den man durch zwei Felsblöcke sperren kann. Man kann aber auch, wenn man die Militäreinheiten zunächst durchläßt, durch zwei Felsblöcke das gesamte Regiment in eine Mausefalle bringen. Nach oben können sie nicht ausweichen. Da sitzen die Mudschahedins. Nach unten können sie nicht, weil der Felsen keinen Abstieg ermöglicht. Gefangen zwischen zwei Felsen, kann dann jeder zur Zielscheibe werden. Hier, in diesem vom Widerstand beherrschten Gebiet, gibt es nicht etwa die meisten Lepra-Fälle in Afghanistan. Aber hier ist die Heimat Mubariks, hier lebt seine Familie.

Mubariks Geschichte ist voller Überraschungen – und voller Hoffnung.

Man muß ihn kennen, um das Wunder der Verwandlung zu verstehen:

Als Kind nach Pakistan abgeschoben, weil er Lepra hatte, in einem Leprosarium aufgewachsen, behandelt, dort zur Schule geschickt, dort als Lepra-Assistent ausgebildet, dort als solcher angestellt – angenommen von seinen Leidensgenossen, isoliert von all denen „draußen“, den Gesunden, denen das Leben gehörte und die Zukunft.

Bis er auf einem Einsatz in Belutschistan die Erfahrung machte, daß die „draußen“, die Gesunden, ihn als Mitglied des Teams ganz normal behandelten, nicht als etwas Besonderes, nicht abschätzig, einfach normal.

Das hat sein Leben verändert. Wenig später meldete sich Mubarik freiwillig nach Afghanistan zurück, das er vor

fünfzehn Jahren als Kind verlassen hatte. Daß er als „Doktor“ zurückkam, war dem Stamm wichtiger, als daß er ein ausgeheilter Lepra-Patient war – das ganze Tal war ohne medizinische Versorgung. Wer dachte da noch an die Vergangenheit des „Doktors“, der ihnen endlich den dringend benötigten Gesundheitsdienst brachte?!

Und es ist wirklich phantastisch, wie er sich durchgesetzt hat! Man muß ihn nur alleine lassen. Sobald man Mubarik bei irgend etwas zuschaut, geht es schief. Dieser einst so ängstliche und vorsichtige Junge hat gelernt, den Jeep über die unmöglichsten Straßen zu fahren, auf die ich mich mit meiner mehr als dreißigjährigen Erfahrung nie wagen würde. Er ist zum Idealbild des Landarztes geworden. Er ist jovial, kennt jeden, ein freundliches Wort hier, ein guter Rat da, ein lachender Handschlag mit einem Freund. Sein Jeep ist ein Mehrzweckfahrzeug: wenn er z.B. jemanden sieht, dann hält er an, nimmt ihn mit. Und wenn er nicht die gleiche Strecke fahren will, dann hält er trotzdem an, unterhält sich, geht zu den Kindern, erkundigt sich nach ihrem Befinden, nach der Frau, der Kuh, den Hühnern. Mubarik ist ein Phänomen. Natürlich, wenn man selbst etwas vorhat, schnell irgendwohin will, dann sollte man nicht mit Mubarik losziehen, denn er braucht Stunden, ehe er am Zielort ankommt.

Krisenfester Charme

Mubarik sagt auch nie nein, er behandelt jeden. Wie er mit seiner Zeit hinkommt, ist mir unverständlich. Immerhin, am Ende hat er doch alle abgefertigt, und alle ziehen zufrieden ab.

Mubarik ist krisenfest, und vielleicht hat es gerade damit zu tun, daß er niemals große fachliche Ansprüche gestellt hat. Er würde seine Sprechstunde weiterführen, selbst wenn die Medikamente zu Ende sind. Er findet immer irgend etwas: ein Gebet oder ein Hausmittel. Aber wehe, wenn dann jemand wie Jon kommt und fragt, wie viele Patienten er behandelt habe. „Die habe ich doch nicht gezählt.“

„Ja, ich muß aber wissen, wie viele Frauen, wie viele Kinder,

wie viele Männer, sonst können wir die Unterstützung nicht bekommen.“ (Was ja auch stimmt.)

„Ja, du kannst ja mal nachsehen, was ich auf den Patientenkarten aufgeschrieben habe.“

Und die werden natürlich nicht ausgefüllt, weil am Ende noch fünfundzwanzig Patienten warteten, und die konnte er doch nicht nach Hause schicken?

„Wie kannst du dann die Diagnose machen?“

„Die Diagnose mache ich dann natürlich nicht.“ – „Was gibst du dann?“

„Multivitamine usw.“ – Und natürlich beklagt sich Jon und sagt: „Mubarik gibt mir überhaupt keine Statistiken.“ Und zehn Minuten später kommt Mubarik und sagt: „Der weiß überhaupt nicht, was hier läuft, sind ihm Papiere wichtiger als Menschen?“

Das ist eine altbekannte Spannung im Team.

Mubarik ist jetzt in eine Außenstation umgezogen, er hat lange mit Dr. Vanni zusammengearbeitet oder nebeneinander gearbeitet. Aber es ist unmöglich, daß man irgend jemanden so weit bringt, daß er sich mit Mubarik auf Dauer überwirft. Mubarik ist ein ganz Besonderer. Er arbeitet in einem sehr ausgedehnten Gebiet gegen die Lepra, aber hundertprozentig darauf verlassen, daß das nun wissenschaftlich vor sich geht, würde ich mich nicht. Doch er tut der Gegend einfach gut. Das Glück für Mubarik und für mich war, daß ich 1987 nach Afghanistan ging, um die Ergebnisse unserer dortigen Arbeit zu überprüfen, und Jon nicht mitkam. Jon mußte den Medikamententransport über die Mudschahedin-Route führen, die länger ist als der normale Weg. Deshalb hatte er auch unseren Wagen, Mubarik und ich nahmen öffentliche Verkehrsmittel. Es war für uns ein Glück, daß sich Jon dann zwei Wochen verspätete: In diesen zwei Wochen konnte ich mit Mubarik arbeiten, ohne daß Jons (ja auch berechnigte) Ansprüche dazwischenstanden. In diesen zwei Wochen habe ich wirklich erfahren dürfen, welchen Sinn es hat, daß man ein Projekt auch dann durchzieht, wenn es rein fachlichen Kriterien nicht genügt.

Mubarik ist für mich erneut der Beweis: Die Aufgabe macht den Mann. Als er bei uns anfang, war er unsicher und traute sich überhaupt nichts zu. Und was hat diese Aufgabe aus ihm gemacht! Mubarik ist für mich das Schlüsselerlebnis zu der Erfahrung, daß man, wenn man es mit Menschen zu tun hat, immer auf Überraschungen gefaßt sein muß! Zwar leitet er seine Außenstation nicht gerade mit äußerster Effizienz, das macht Jon berechtigterweise so nervös: Man weiß nie, wofür das Geld ausgegeben ist, die Krankenakten sind nie so richtig in Ordnung, man kann keine Statistiken erstellen und auch fachlich ließe sich vieles besser machen. Doch er wird von Freund und Feind geliebt.

Und Mubarik hat Wunder fertiggebracht:

Einmal marschiert einer mit einer Kalaschnikow in seine Ambulanz und sagt, er hätte Bauchschmerzen. Und Mubarik sagt: „Vor Ihnen warten fünf Frauen.“ Und der Schwerebewaffnete: „Aber ich bin doch im Dienst.“ – „Ich weiß“, sagt Mubarik sanft, „aber im Moment kracht es ja nicht. Bitte, stellen Sie sich hinten an.“ Der Mann geht, beklagt sich bei seinem Kommandeur, kommt mit einem Brief zurück, wirft ihn auf den Tisch: „Befehl meines Vorgesetzten, ich muß sofort hier behandelt werden!“ – „Jetzt sind es nur noch zwei Frauen, die vor Ihnen da waren“, sagt Mubarik ganz freundlich, „der dritte sind Sie.“ Überrascht und sprachlos fügt sich der Mann. Mubarik regt sich in solchen Situationen nie auf. Es wird alles ganz ruhig gesagt, fast leise. Oder kurz vorher: Direkt vor dem Basar hält uns eine Gruppe Mudschahedins an, mit Kalaschnikow bewaffnet, sie verlangen, sofort untersucht zu werden. „Um zehn Uhr bin ich zurück in der Außenstation“, sagt Mubarik höflich und bestimmt, „bitte stellt euch an, wir sind zwei heute, wir können alle untersuchen, die gekommen sind.“ Der Führer der Gruppe murmelt etwas vor sich hin, setzt sich aber mit seinem Trupp gehorsam in Bewegung. Nicht anders bei Maulana S., der verlangt, ich solle in sein Dorf kommen und seine Frauen untersuchen. Mubarik

entscheidet, daß keine von ihnen schwerkrank sei und daß er seine Frauen in die Außenstation bringen könnte, am besten morgen ganz früh, dann brauchen sie nicht so lange zu warten ... „Wie hast du das geschafft?“ frage ich Mubarik. „Als ich das letzte Mal hier war, da mußten wir noch auf Mudschahedinführer und auf religiöse Autoritäten wie Maulana Rücksicht nehmen, besonders wenn sie der iranischen Gruppe angehörten.“

„Sie wissen, daß ich keinen bevorzuge und keinen vernachlässige, und daß ich tue, was ich kann, was können sie mehr erwarten?“ sagt Mubarik. „Daß Amina nicht auf einem Esel reiten kann, wenn sie gestern entbunden hat und wir deshalb einen Hausbesuch machen, das müssen sie einsehen; die andern können ja selber kommen.“

Gerade auf der so entschiedenen Sanftheit beruht die Autorität Mubariks bei den sonst so heftigen Mitgliedern seines Stamms.

Sein Charme entzückt auch mich immer wieder: Freitag, unverhofft: der Hof ist leer – nach einer hektischen Woche mit täglich achtzehn Arbeitsstunden läßt man uns heute in Frieden. Am Freitag kommt man nur zur Außenstation, wenn Lebensgefahr besteht. Mubarik hat mir blaßrosa Heckenrosen geschenkt, direkt unter den Köpfchen abgepflückt, ich lasse sie in einer Tasse schwimmen und atme den Duft ein.

Die Wochen sind oft schlimm – ich weiß nicht, wie Mubarik das aushält. Vermutlich nur, weil er so wenig weiß – nicht weiß, was eigentlich gemacht werden könnte (nicht hier, sonst, in anderen Teilen der Welt) und gemacht werden müßte – er tut einfach das Nächstliegende und gibt damit verzweifelten Angehörigen wenigstens die Möglichkeit, ihre Verantwortung für das kranke Familienmitglied an einen Gesundheitshelfer abzugeben.

Anwars Tochter

Mubarik hatte auch schon ein Mädchen, das er einmal heiraten wollte, und zwar die Tochter von Anwar, dem Ältesten eines kleinen Stammes. Der Vater ist ein alter Lepra-Fall und wurde in Pakistan vorbehandelt. Er hat ein wunderschönes Besitztum mit einem winzigen Wäldchen am Bach. Und ich habe immer zu Mubarik gesagt: „Du mußt Anwars Tochter heiraten. Ich will den Wald.“

Der Wald hatte es mir nämlich angetan. Einmal, an einem Abend, nach stundenlanger staubiger Fahrt auf steinigem Jeep-Pisten durch die kahlen Berge, habe ich dieses Wäldchen zum ersten Male entdeckt. Es gibt eigentlich nirgendwo Wald dort, es schien wie eine andere Welt. Ich habe dann barfüßig, still und andächtig zwischen den Bäumen gestanden, in die die Vögel zur Nachtruhe einfielen, mit zirpendem Gezwitscher. Und ich ging dann leise bis hinunter zum Bach, die Weidenzweige neigten sich tief über die Wellen, ich tauchte die Zehenspitzen in das kühle klare Wasser. Für einen Herzschlag lang war die Welt im Lot.

„Wenn ich dann alt bin“, sagte ich, „will ich mich hier zur Ruhe setzen, bis dahin muß der Hof dir gehören, Mubarik!“

Anwar hat zwei Töchter im heiratsfähigen Alter, aber trotz der gehobenen sozialen Stellung des Vaters ist es nicht leicht für die Kinder, einen passenden Ehepartner zu finden wegen der Lepra-Fälle in der Familie. Wir haben unsere beiden Lepra-Assistenten immer mit Anwars Töchtern aufgezogen: ein Mädchen ist für Hassan bestimmt und eines für Mubarik. Eines Tages fanden wir unter den Medikamenten eine Art Ärztemuster. Wir dachten, es sei ein Rheumamittel. Es war aber nur eine Reklame: ein kleines Parfümfläschchen. Hassan bespritzte Mubarik feierlich und sagte: „Jetzt fahren wir zu den Anwars, du duftest so schön, dann gehst du ins Haus und fragst, wie es Nur Djehan geht, und sieh zu, daß du das Mädchen heiratest!“ Mubarik errötete, wir hatten so viel Spaß dabei!

Dann bekam dieses Mädchen, sie ist eine Lepra-Patientin,

eine Reaktion, eine jener plötzlichen akuten Schübe, zu denen die Krankheit neigt. Man muß dann täglich spritzen. Und das paßte Mubarik sehr gut.

Er marschiert also täglich, tagträumend, die zwölf Kilometer, um dem Mädchen daheim die Spritze zu geben. Sie erholte sich rasch – für Mubarik viel zu rasch! Und als Dr. Vanni nach Karachi zurückkam, meinte er, wir sollten das wirklich einfädeln, trotz der damit verbundenen Kosten, die beiden paßten so gut zusammen! Mubarik verkaufte dann seinen letzten Landbesitz in Karachi, um den Brautpreis bezahlen zu können, und als die Hochzeit schon vorbereitet war, wurde das Mädchen krank. Das Team (Jon, Dr. Vanni, ich) war in Pakistan; Mubarik war allein mit der Verantwortung. Was schließlich geschehen ist, weiß ich nicht: als Jon nach Malistan zurückkehrte, war Nur Djehan tot ... zweiundzwanzig Jahre. Und Mubarik? Er hat es schließlich angenommen. Aus Gottes Hand.

Die Folgen der Gabe der Rede

Mubarik hat auch die Gabe der Rede: Er hatte es in der Tat sogar fertiggebracht, Dörfer zu überreden, ihre eigenen Jeep-Pisten anzulegen, um so mit der Außenstation verbunden zu sein. Bei einem Dorf mußten sie zum Schluß durch eine Furt, und entlang der Flußläufe gibt es das einzig bewässerte landwirtschaftliche Nutzgebiet.

„Wie hast du das eigentlich hingekriegt“, frage ich, „da mußte doch jemand sein Feld abgeben, ehe du mit deinen Leuten die Jeep-Piste durch die Furt legen konntest?“

„Ja“, sagte Mubarik, „der wollte natürlich zunächst nicht.“
„Und?“

„Und dann habe ich so eine Mini-Jirga einberufen, den Rat der Alten, die haben entschieden, er müsse abgeben.“

„Und das hat er getan?“

„Natürlich. Schließlich erschließt die Jeep-Piste jetzt das ganze Tal.“

Es gibt in Afghanistan seit neun Jahren keine Gerichtsbarkeit. So funktioniert die Basisdemokratie.

Der Mann wurde nicht einmal entschädigt. Der Entschluß des Rates wurde auf den Koran beschworen. Und jetzt ist das Tal an die Außenwelt angeschlossen, es hat natürlich auch der Infrastruktur genützt. Es gibt inzwischen sogar einen Laden im Hauptdorf, in Al Qablu.

Und dann hatte also Mubarik angekündigt, daß wir nach Al Qablu fahren würden. Ich hatte kritisch zurückgefragt, was denn werden würde, wenn Jon plötzlich käme, denn Al Qablu koste uns doch vier Tage. Ich war 1984 dort gewesen und acht Stunden mit dem Esel über den Paß geritten.

„Vier Tage?“ sagt Mubarik. „Wir fahren früh morgens los und sind am Abend zurück.“

Mubarik fuhr den Toyota-Landcruiser selbst. Mubarik, der es in Karachi nicht gewagt hatte, allein in einen Bus einzusteigen. Jetzt saß er am Steuer – sanfter, aber entschlossener Fahrstil –, durchkreuzte den Fluß (nicht ohne sorgfältig die Räder vorher festgeschraubt und den Allradantrieb eingelegt zu haben, sicher ist sicher), die Piste wand sich in Serpentinaen zum Paß, dann kam die Abfahrt. Ein Bergrutsch hatte die Straße unbefahrbar gemacht – es gab kein Vorwärts, und ebensowenig ein Zurück. Aber da kamen schon die Dörfler mit Spitzhacken und Schaufeln und räumten uns den Weg frei. Es wäre doch ein Jammer gewesen, wenn nach all den Mühen, die Piste zu bauen, dann der Ehrengast hätte zu Fuß kommen müssen! So saßen wir am Straßenrand und warteten geduldig, bis der Weg freigelegt war. Um dann mit einem irrsinnig überladenen Jeep voller stolzer „Straßenbauer“ ins Dorf einzufahren. Und ich dachte wieder einmal: wenn sich kleine Leute – unbedeutend wie Mubarik und ich und die Dörfler von Al Qablu –, wenn sich kleine Leute zusammuntun, können sie ihre Welt verändern!

Kurban

Kindheitsträume

Kurban muß im Alter von sechs oder acht Jahren von seinem Vater von Afghanistan nach Pakistan gebracht worden sein, weil er an Lepra erkrankt war. Der Junge lebte dann in Manghopir, dem Leprosarium der Stadtverwaltung in Karachi. Der Vater hatte den Jungen wohl nicht abschieben wollen, sondern hatte Hoffnung, daß sein Sohn behandelt würde: denn nach seiner Rückkehr nach Afghanistan hat er sich sehr um die Lepra-Kranken in seinem Gebiete gekümmert.

Viel konnte er zwar nicht tun, aber wenn sich die Mutter eines leprakranken Kindes ausweinen wollte, konnte sie immer zu Kurbans Vater gehen. Dieser ungewöhnliche Mann war im ganzen Gebiet bekannt und konnte uns dann auch alle Namen und Adressen der Lepra-Kranken sagen, er kannte ihre Häuser, die Familien und hat uns dort eingeführt. Man merkte, wie dieser Mann ihnen wirklich zum Trost geworden ist. Nach Pakistan ist er nie zurückgekehrt, aber daß er die Krankheit seines Kindes auf diese Weise verarbeitet hat, das hat uns doch beeindruckt.

Kurban war ein sehr schwieriges Kind: trotzig und verschlossen, wenn auch sehr klug. Wir haben erst versucht, für ihn eine afghanische Lepra-Familie zu finden, in der er leben könnte. Er hat sich aber offensichtlich nicht eingefügt und wurde dann wieder in jenes Leprosarium gebracht.

Dann kamen die deutschen „Christusträger“, eine protestantische Gruppe von der Bergstraße. Sie übernahmen das Leprosarium und schickten Kurban zur Schule. Er lernte lesen und schreiben. Warum er dann zu uns ins Zentralkrankenhaus kam, weiß ich nicht mehr. Er war als Hilfspfleger

eingesetzt, und Jeannine versuchte ihn zu überzeugen, noch den Schulabschluß der mittleren Reife zu machen, womit er dann Lepra-Assistent werden konnte.

Wir wollten ihn noch eine Weile unter unserem Einfluß halten, vielleicht konnten wir ihm helfen, über das Trauma seiner Kindheit hinwegzukommen.

Kurban erschien unregelmäßig zum Dienst, und unregelmäßig war auch sein Schulbesuch. Er machte uns keine größeren Schwierigkeiten, machte aber auch keine größeren Fortschritte, weder in der Schule noch im Beruf. Zunächst war er einer unter vielen, die man mit durchtrug. Kurban kam erst später, das aber ganz plötzlich, in den Brennpunkt meines Interesses. Jeannine erzählte mir eines Tages ganz entsetzt, sie habe den Kurban in seinem Zimmer angetroffen, auf dem Bett sitzend, wie er seine Bilder, seine eigenen Fotos, eines nach dem anderen zerriß. Als sie ihn erschreckt gefragt hätte, was er da mache, hätte er gesagt: „Den Jungen da, den kann doch keiner leiden.“ Das ist mir so nahegegangen, daß es mir fast die Tränen in die Augen trieb. Wenn ein Junge, siebzehn, achtzehn Jahre alt, sich auf diese Weise symbolisch selbst zerstört, welche Einsamkeit muß dann in seinem Leben sein! Der nächste Schritt ist dann Selbstmord.

Die Herausforderung

Nach zwei Tagen traf ich ihn zufällig auf der Treppe und sprach ihn an: „Hör mal, ich zähle auf dich, ich brauche dich, in Afghanistan, da gibt es unbehandelte Lepra-Patienten und keine Lepra-Assistenten.“ Er schaute mich an. Nach zwei Wochen sagte Jeannine: „Ich weiß nicht, was mit Kurban los ist, der kommt regelmäßig zur Schule, er macht sich sehr gut.“ Dann habe ich Jon auf ihn angesetzt und ihn gebeten, sich um Kurban zu kümmern. Um diese Zeit wollte Jon schon nach Afghanistan. Und dann hat Kurban seine mittlere Reife gemacht. Er hatte gute Noten und ist in den Lepra-Assistenten-Kurs eingestiegen. Und diese Prüfung hat er auch geschafft.

Zugegeben: er hat sie nur knapp geschafft. Denn Kurban hatte noch immer Schwierigkeiten, sich in die Arbeitsgruppen einzuordnen, am Austausch teilzunehmen; er hielt sich noch immer rebellisch zurück oder gab eine sarkastische Antwort. Damit verbarg er aber nur seine Verletzlichkeit. Aber bei szenischen Spielen, wo der Kampf gegen die Krankheit, das Geschehen im Körper dramatisch von den Teilnehmern dargestellt wird, da rissen sich die Gruppen um Kurban: ein hinreißender Schauspieler, der die Welt um sich vergaß, wenn er sich in der Rolle des weißen Blutkörperchens den eindringenden Bazillen unter Lebensgefahr entgegenwarf; er stürzte im Kampfe, die Bazillen waren zu zahlreich, aber noch einmal erhob er sich mühsam, noch einmal ging er zum Angriff über und rettete dem Patienten das Leben, ehe er endgültig zu Boden fiel und im Kampfe erlag.

Als der langanhaltende Beifall Kurban aus dem Spiel herausriß, mußte er sich in der Welt erst wieder zurechtfinden. Auch wir holten tief Atem und kehrten erst langsam in die Wirklichkeit zurück, so hatte Kurban uns verzaubert.

Verhinderte Heimkehr

Einmal, kurz vor der mittleren Reife, kam er ganz aufgeregt und erzählte überstürzt: „Jemand hat mir gesagt, meine Mutter hat nach mir gefragt. Und ich muß nach Afghanistan, sofort.“

Die Abschlußprüfung stand direkt bevor, wir gaben ihm aber trotzdem frei – die Prüfung konnte er nachholen, aber seine Mutter, seine Mutter mußte er sehen, jetzt, wo sie ihn sehen wollte, nach vierzehn Jahren ...

Wir haben ihm auch das Geld für die Reise gegeben. Und dann kam er nach drei Wochen zurück. Wie es gewesen sei, wollten wir wissen. Und er: Zu kalt sei es gewesen und er hätte keine Wintersachen dabeigehabt, deshalb sei er zurückgekommen. Und die Mutter habe er nicht getroffen. Die Wahrheit war: Er hatte diesen gefährlichen Grenzübergang hinter sich gebracht, war bis nach Hazarajat, bis nach Anguri gekommen.

Und dort hatte ihn jemand gemustert und gesagt: „Was ist denn mit deinen Augenbrauen geschehen?“ Der Ausfall von Augenbrauen ist in Afghanistan das Lepra-Stigma.

Viel später hat mir Kurban dann einmal die Geschichte erzählt: „... und dann habe ich gedacht, wenn ich meine Mutter wiedersehe und sie dreht sich um und sagt, aber du bist doch ein Aussätziger, das würde ich nicht überleben. Da bin ich lieber zurückgekommen.“

„Ich gehe nicht ohne Masuma“

Wer Kurban endgültig von seiner Furcht vor der Krankheit befreit hatte, davon, sich als Lepra-Kranker für immer geächtet zu fühlen, war Masuma.

Masuma stammte aus Afghanistan. Sie war die Tochter eines Lepra-Patienten und als Kleinkind nach Pakistan gekommen. Jetzt war sie siebzehn, ein hübsches Mädchen. Und Masuma mochte den trotzigen, verschlossenen Kurban.

Wir schmiedeten wieder einmal Pläne, wann wir zurückgehen würden nach Lal Ser Jangl, seiner Heimat. Ob ich wirklich mitkommen würde, ich persönlich, wollte Kurban zum ich weiß nicht wievielten Male wissen.

„Klar“, sagte ich.

„Ich gehe aber nicht allein“, sagte Kurban.

„Mußt du ja auch nicht. Das ganze Team kommt mit.“

„Nein“, sagte Kurban, „das meinte ich nicht.“

„Sondern?“

„Ich gehe nicht ohne Frau.“ Und dann, errötend: „... nicht ohne Masuma.“

Masuma. Nein, der Vater wollte sie keinem Lepra-Patienten geben. Warum hatte er seine Tochter denn sechs Jahre zur Schule geschickt? Er hätte sie eigentlich als Älteste zu Hause besser brauchen können. Jetzt hat das Mädchen Marktwert. Sie braucht nicht von einer geächteten Familie in eine andere geächtete Familie heiraten. Masuma heiratet einen Gesunden!

Und Masuma? Masuma wurde nicht gefragt. Und als wir sie

doch fragten (das machte Iqbal, unsere pakistanische Jungschwester), da sagte Masuma, sie wolle Kurban. Kurban. Und nur Kurban. Wir haben dann dem Vater das Mädchen für 35 000 Rupien abgekauft, das sind 3500,- DM. Den Brautpreis hat Mary zusammengebracht. Sie kommt aus England und organisierte zu der Zeit die Gesundheitsaufklärung in Pakistan. Sie hatte aber schon besonderes Interesse an Afghanistan. (Heute ist sie mit Jon verheiratet.)

Zur Hochzeit kam Kurban's Vater aus Afghanistan. Der war ganz stolz, als er seinen Sohn wiedersah: daß er „Doktor“ geworden war und jetzt eine gebildete Frau heiraten würde, die ihm bei seiner Arbeit helfen könnte!

Die Hochzeit war unvergeßlich. Enfant terrible Kurban mußte es natürlich zu einem Eklat kommen lassen: er würde partnerschaftlich heiraten, erklärte er lautstark („auf amerikanisch“) und führte seine junge Frau im Brautgewand zum Entsetzen der gesamten Großfamilie stolz im Bazar spazieren! Und damit hatte er gegen alle Sitten verstoßen. Der Ausflug nahm ein plötzliches Ende – und hätte beinahe die ganze Übereinkunft zwischen den Familien in Gefahr gebracht. Wenn Iqbal nicht gewesen wäre – ihr gelang es schließlich, die empörten Gemüter zu beruhigen.

Zukunftspläne? Natürlich wollte Kurban in seinem Dorf mit der Lepra-Arbeit beginnen. Und natürlich wollte Masuma's Familie die junge Frau nicht in das Kriegsgebiet lassen. Erneut gab es lange Verhandlungen, Temperamentsausbrüche von Kurban, Vermittlungsversuche von Iqbal. Jons Abreise verzögerte sich, wir mußten eine günstige Gelegenheit abwarten, um den Jahresbedarf an Medikamenten mit möglichst wenig Risiko nach Afghanistan zu bringen. Kurban und Masuma entschlossen sich, vorauszufahren – in Begleitung des Vaters und seiner jungen Frau konnte Kurban die Begegnung mit seiner Mutter nun wohl wagen.

Wiedersehen mit der Mutter

Später, wir waren schon in Lal, hat uns Kurban das Wiedersehen mit seiner Mutter erzählt. Er sei mit großem Bahnhof von seinem Stamm empfangen worden, sagte er. Und jeder hätte seine Frau bewundert. Nur seine Mutter sei nicht dagewesen. Er hätte dann nach ihr gefragt, wie es ihr denn ginge?

„Gut“, sagten sie.

Und wo sie denn sei? „Kommt sie denn noch?“

„Jaja!“ Sie käme noch.

Zwanzig Minuten angstvolles Warten. „Das ist Sitte im Stamm“, sagt Kurban, „man spricht es nie aus, wenn jemand gestorben ist.“

Nach zwanzig Minuten erneutes Fragen. „Meine Mutter, wo ist sie? Wie geht es ihr?“

„Ach, es geht ihr gut.“ Und sie würde schon noch kommen.

„Wann?“

„Später.“

„Und da habe ich gedacht, ich würde sie nie wiedersehen. Und habe Masuma allein mit der Hochzeitsgesellschaft zurückgelassen und bin losgegangen. Den halb vergessenen, vertrauten Weg zu meinem Dorf, drei Stunden von dem Bazar entfernt, in dem sie unsere Rückkehr feierten. Nach zwei Stunden kam ich an den Fuß des Passes ... Da kam eine Frau von oben, die sah mich unten. Da fing sie an zu rennen, und dann fing ich an zu rennen. Und dann sagte sie ‚Kurban‘, und ich sagte ‚Mutter‘.

Sie hatte sich nur wegen der Vorbereitungen zum Willkommensfest verspätet.“

Jon und ich müssen schlucken.

„Dann ist sie mit mir gekommen und hat Masuma begrüßt. Masuma war sehr glücklich. Und dann sind wir ins Dorf.“

Kurban hatte dann noch drei Wochen Ferien. Und während dieser Zeit hat er Masuma das Reiten beigebracht. „Und jetzt reitet sie besser als Sie, Frau Doktor“, sagt Kurban stolz. Und er hat recht!

Später waren wir bei Kurban's Großfamilie zu Gast. Masuma ist eigentlich ein Stadtkind. Sie war zwar in Afghanistan geboren, aber in Pakistan in der Stadt, in Karachi, aufgewachsen. Daß sie sich so schnell eingewöhnt hat, ist rundherum erfreulich! Sie ist eine ungewöhnliche und so vernünftige junge Frau. Ich saß dann mit ihr in den Frauengemächern, alle Frauen des Stammes um uns herum. Masuma stellte mich jeder vor: Das ist die Großmutter mütterlicherseits und das ist die Großmutter väterlicherseits, das ist die Schwester von der Großmutter väterlicherseits, das ist die Tochter von der Schwester von der Großmutter väterlicherseits usw. usw. Sie kannte schon die ganze Familiengeschichte und den ganzen Stammbaum. Die eine hatte eine Arthrose, die andere Rückenschmerzen, Masuma hatte einen guten Rat für jede. Es war wunderbar.

„Doktor Kurban“ von Lal Ser Jangl

Das Schönste geschah dann am Abend: Der alte Volksschullehrer stieß zu den Feierlichkeiten. Die Volksschule, das hatten wir uns selbst angeschaut, war ein wenig durch Luftangriffe beschädigt, und es wurde natürlich kein Unterricht mehr in ihr abgehalten. Der Volksschullehrer kam mit einer ganz vergilbten Klassenaufnahme. Und in der untersten Reihe saß da Klein Kurban. Und da sagte der Volksschullehrer in Gegenwart des versammelten Stammes und in Gegenwart von Masuma zu Jon: „Könnten Sie die Schule nicht wieder aufbauen? Sie sehen doch, wie wichtig sie ist, und welche Ergebnisse wir hatten. Da, auf dem Bild, ist Doktor Kurban in der 1. Klasse.“ Ich saß neben Kurban und konnte förmlich spüren, wie er wuchs; er schwebte zwanzig Zentimeter über dem Boden. Wir haben dann auch zugestimmt, daß die Schule wirklich sehr viel Gutes getan habe, und wir würden alles versuchen, ihnen zu helfen, sie wieder zu eröffnen.

Kurban hat dann das ganze Einzugsgebiet von Lal als

Lepra-Bekämpfungszone übernommen. Später haben wir ihm noch einen Jeep besorgt.

Er war aber eigentlich viel mehr an Pferden interessiert. Doch wir haben uns dann entschieden, sie nicht zu kaufen, sondern nur zu leihen. Denn Pferde das ganze Jahr, auch im Winter, zu füttern ist in diesem Trockengebiet sehr schwierig. Für uns ist es viel billiger, wenn wir je nach Einsatz die Pferde für einen Tageslohn ausleihen. Pferde sind sehr wichtig für Kurban. „Das Reiten“, sagte er stolz, „das habe ich in all den Jahren nicht verlernt. Ich habe es mit sechs Jahren gelernt, und als ich ein Pferd sah, da wußte ich gleich, daß ich es noch konnte.“

Kurban und Masuma genossen ihre Flitterwochen, mitten im frustrierenden und ermüdenden Einsatz, in den Beschränkungen, die der Krieg auferlegte, und der Unsicherheit der Zukunft.

Wenn wir in irgendeiner Moschee übernachteten – die schiitischen Moscheen sind gleichzeitig politischer Versammlungs- und Gebetsraum, Herberge für die Wanderer und Ort der Begegnung für die Männer (und die Frauen!) des Dorfes –, wenn wir also in irgendeiner Moschee übernachteten, zogen Kurban und Masuma immer mit ihren Schlafsäcken auf das Dach der Moschee, um allein zu sein. Und am nächsten Tag beklagte sich dann Jon: „Der Kurban paßt überhaupt nicht auf, wenn ich ihm was beibringe.“ Ich nahm ihn in Schutz: „Was denkst du denn, was der jetzt in seinem Kopf hat? Was der alles lernen muß: sich in sein Land wieder eingewöhnen, eine partnerschaftliche Ehe zu führen, unter diesen Umständen die Verantwortung zu tragen für Diagnose und Behandlung von Patienten. Und dann noch dazu all das organisatorische Zeug, das so auf einen einstürzt, woher die Verpflegung nehmen, Wasser, Medikamente, wo wir selber nicht wissen, wie man das machen soll.“

„Ich verstehe“, sagte Jon.

Trotzdem hatten wir so einiges Auf und Ab während der folgenden Flitterwochen.

Kurban leitet heute Lal Ser Jangl, meine Lieblingsaußensta-

tion in Zentralafghanistan: Das ist wie mit Muzaffarabad. Nach Lal wollte ich schon 1984, und auch da stand eine Barriere, davor Mudschahedins, die sagten: „Unmöglich!“

„Warum?“

„Das könnt ihr nicht, weil ihr nicht könnt.“

„Warum können wir das nicht?“

„Weil ihr nicht könnt, weil ihr Ausländer seid.“

Damals sind wir zurück, weil das Team fand, es sei zu gefährlich. Und außer meiner verrückten Idee, daß ich wenigstens nach Waris wollte, bestand auch kein fachlicher Zwang. Wir hatten sowieso keinen Mann, der die Außenstation dann hätte weiterleiten können. Ich wollte eigentlich bloß weiter, weil ich weiter wollte, und das ist mir dann auch klargeworden. Wir sind damals zurück, aber es hat mich wirklich geärgert. Kurban kam von Lal Ser Jangl, und als er die Prüfung bestand, hatte ich ihm natürlich versprochen, daß ich mit ihm nach Lal Ser Jangl ging, wo es keinen Gesundheitsdienst, nicht einmal Basar-Ärzte gab. Jetzt behandelt er die Krankheiten, in denen er sich auskennt, Lepra und Tuberkulose. Ein Mitarbeiter mit klinischer Erfahrung kümmert sich um das andere.

Feroza und Buskaschi-Spiel

Nun, die Aufregungen der Flitterwochen sind heute schon lange vorbei. Jon brachte vom letzten Aufenthalt zwei aufregende Nachrichten mit: daß Masuma ein gesundes Mädchen zur Welt gebracht hätte, Feroza, und daß Kurban beim letzten Buskaschi-Spiel gewonnen habe.

Feroza. Wie schön. Ich war ganz glücklich. Lepra im Kindesalter führt oft zur Sterilität, wir hatten alle für Kurban gebangt. Und jetzt kam das ersehnte Kind schon im ersten Ehejahr. Daß sie den Mut haben, an das Leben zu glauben.

Und das zweite: der Sieg im Buskaschi-Spiel. Ausgerechnet Buskaschi.

„Das ist gut“, sagt Jon, „daß sie trotz aller Not und

Schwierigkeiten den Mut haben, wieder Spiele zu spielen. Das war lange nicht so.“

„Hm“, sage ich.

„Finden Sie nicht?“ fragt Jon.

„Doch“, sage ich.

„Also Kurban“, erzählt Jon. „Zuerst hat er sich gar nicht recht getraut. Aber dann, als das Spiel wild wurde, da hat er sich hineingestürzt. Weltvergessen, ekstatisch: nur gespielt.“ Und dann sei er mit der Ziege davongeritten, „meilenweit vor seinen Mitspielern“, und sei erst durch den Beifall der Zuschauer aufgewacht und in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

„Woher hat er das Pferd?“ wollte ich wissen.

Ach, Kurban habe immer Pferde. „Und wenn er jetzt die neue Außenstation baut, wetten, daß er da zuallererst einen Pferdestall hinsetzt? Das wird das schönste Gebäude der ganzen Station, ich kenne doch Kurban. ‚Ich habe kein eigenes Pferd‘, wird er sagen, ‚wenn ich jetzt so einen schönen Stall habe, dann wird sich jedes Pferd freuen, mal bei mir zu sein, dann habe ich keine Probleme mehr mit Pferden.‘ Und die Besitzer? ‚Ach‘, wird Kurban sagen, ‚die werden sich doch auch freuen, wenn ihr Pferd mal für ein paar Tage in so einem schönen Stall stehen darf!‘“

Buskaschi. Kurban wird unheimlich stolz gewesen sein, und seinen Stammesgenossen hat er bestimmt ebenso unheimlich imponiert. Mir scheint Buskaschi plötzlich eine wirkliche Möglichkeit zu sein, solange es von Kurban gespielt wird.

Das Vorbild und der Schüler

Telegramm von Dr. Vanni

Dr. Vanni ist das, was man einen schwierigen Menschen nennt. Und er ist ein Wunder. Ein italienischer Priesterarzt, in meinem Alter. Wegen einer Nierentuberkulose mußte er aus Afghanistan evakuiert werden.

Ich war 1984 in Zentralafghanistan gewesen und hatte Schreckliches erlebt. Das war auch noch zu der Zeit, als das Afghanistanprojekt finanziell noch gar nicht richtig abgesichert war.

Ich mußte zurück, weil Pakistan ebenfalls in einer Umbruchphase war. Wir stellten das Lepra-Programm auf allgemeine medizinische Hilfe um, und ich mußte den Lepra-Assistenten zur Seite stehen. In dieser Bedrängnis sagte mir Hamid, der Leprosy Field Officer von Belutschistan: „Warum schreiben Sie nicht an Dr. Vanni?“ An den hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht. Ich schickte ihm eine Postkarte, und er antwortete mir mit einem Telegramm: „Komme sofort!“ Er kam, obwohl er sich krank fühlte. Das Pakistan-Projekt übernahm die Bezahlung. Unsere Geldgeber freilich schrieben aufgeregt: „Um Himmels willen! Sie werden sich doch nicht mit Dr. Vanni einlassen wollen.“ Sie hätten ihn schon dreimal angestellt. Er sei schon dreimal wieder ausgeschieden. Ich schrieb zurück, das möge alles richtig sein und stimmen. Aber es gelte nicht, wenn er mit uns arbeiten würde. Und wirklich: Unsere Jungen in Afghanistan haben ihn dann auch heiß verehrt. Freilich hat er seine Eigenheiten. Er muß zum Beispiel am Morgen sein Frühstücksei haben. Dann rennt das Team und durchstreift alle Dörfer, um Vannis Frühstücksei zu besorgen. So was muß man natürlich tun. Man muß ihn

nehmen wie er ist. Er spricht fließend Persisch, auch Arabisch und kennt den Islam wie keiner von uns. Und jetzt hat er auch angefangen, unsere afghanischen Mitarbeiter in Anatomie zu unterrichten, auf Persisch, und als er krank wurde, wollten sie ihn nicht gehen lassen. „Wir sorgen dafür, daß sein Zimmer immer schön warm ist“, sagten sie. „Und er bekommt auch jeden Morgen sein Frühstücksei. Und er braucht nichts zu arbeiten. Er soll nur mit seinem Unterricht weitermachen.“

Heiliger Zorn

Ihm ging es gesundheitlich wirklich nicht gut. Er erklärte sich aber bereit, im Krankenhaus zu arbeiten, weil er dann wenigstens nicht mehr umherreisen müßte.

Dr. Vanni hatte schon damals in Belutschistan die Pionierperiode des Pakistan-Projekts mit uns durchgestanden. Als wir mit ihm zum ersten Mal nach Belutschistan gefahren waren, die Pionierfahrt sozusagen, da hatte er alle möglichen Beschwerden. Er litt an Magengeschwüren, konnte dieses und jenes nicht essen. Es gab auf dieser Fahrt in der Unterkunft am ersten Abend nur ein Zimmer, in dem nur ein Bett stand. Und dieses Bett gehörte nach althergebrachten Regeln den Damen. Er sollte auf der Erde schlafen, da zirpte eine Grille. Er konnte aber unmöglich auf der Erde schlafen, wenn eine Grille zirpt. Selbstverständlich trat ich ihm das Bett ab, dachte aber nur: Was wird denn erst, wenn wir in die Wüste kommen? Welch ein Wunder: wir waren noch keine drei Wochen drin, da aß er Brot, das war so hart wie Stein. Er ritt auf dem Kamel in die Wüste – und das ist bei Gott nicht bequem. Er schlief auf dem Boden unter dem weiten Sternenhimmel, neben seinem Kamel. Als er zurückkam, hatte er fast dreißig Pfund zugenommen, trotz seiner Magengeschwüre. Er wurde dann später von der Regierung übernommen. Dr. Vanni ist unwahrscheinlich sprachbegabt, er ist wie ein Schwamm. Wenn man ihn in ein Sprachgebiet eintaucht und herauszieht, dann spricht er die Sprache (nur Brohi zu lernen, das hat auch

er nicht geschafft). Dann aber verwies ihn Bhutto über Nacht des Landes.

Diese Geschichte habe ich erst später von Hamid erfahren:

Um diese Zeit waren die Aufständischen in Belutschistan in den Bergen, genauso wie heute der Widerstand in Afghanistan, im heiligen Kampf gegen eine gottlose Regierung. Und da es unter den aufständischen Stämmen viele Lepra-Patienten gab, war Dr. Vanni auch regelmäßig in den Bergen, um sie zu versorgen. Im Verlauf der Kämpfe hatte die Regierung angefangen, die Süßwasserbrunnen auszubomben. Und das bedeutet das Todesurteil für den betroffenen Stamm. Eines Tages, erzählte Hamid, kam Dr. Vanni von einer Fahrt zurück, während der er wirklich erlebte, was es bedeutet, wenn die Süßwasserquelle ausfällt. Bei dieser Rückkehr geriet Vanni in ein Festgelage des Distriktskommissars, das er den Honoratioren dieser kleinen Kreisstadt gab. Und da hatte sich Vanni mitten unter die Gäste gestellt und mit steigender Erregung gesagt: „Ihr sitzt hier, ihr sitzt hier ... und schlagt euch eure Bäuche voll, und draußen verdursten Frauen und Kinder, von eurem eigenen Stamm!“ Das haben die sich natürlich nicht gerne sagen lassen. Und dann fanden sie in einem ausgehobenen Nest der Widerständler Konservendosen aus Italien: die konnten ja nun wirklich nur von Dr. Vanni stammen. Und so lautete die Anklage, er unterstütze den Widerstand. Er hatte aber nur ein paarmal einer Gruppe von Stammesangehörigen, die eben keine Nahrungsmittel mehr hatten, mit seiner eigenen Reiseverpflegung ausgeholfen. Das war der „Grund“ für die Ausweisung.

„Wovon ich immer geträumt habe“

Hamid hatte eine ganz besondere Beziehung zu Dr. Vanni.

Hamid hat sich durch seinen unbestechlichen Einsatz für die Lepra-Kranken einen guten Namen in der Provinzialregierung gemacht und viel (oft widerwillige) Bewunderung erworben. Er hat rasch Karriere gemacht, ein Mädchen aus

dem Pandschab geheiratet, eine Lehrerin, hat fünf Kinder – und hat die unwahrscheinlichsten Beziehungen zum afghanischen Untergrund. Wie, das hat er mir nie erzählt. Aber das ganze Afghanistan-Abenteuer wäre unmöglich gewesen ohne Hamids Hilfe, der uns den Weg ins Land noch immer geebnet hat, indem er mit den Führern verhandelt, der immer wieder eine Möglichkeit findet, Medikamentensendungen von Quetta abzuschicken. Und dessen erleuchtetes glückseliges Lächeln bei unserer Rückkehr uns jedesmal wieder das Gefühl gibt, daheim angekommen zu sein ...

Hamid übernahm nicht nur die Arbeit von Dr. Vanni in Belutschistan, er ist auch sein „Jünger“. Dies fand ich auf einer Fahrt mit ihm heraus.

Wir hatten gerade einen neuen Landrover für Belutschistan bekommen, und Hamid bestand darauf, ihn selbst zu fahren. Er erzählte mir auf der langen eintönigen Fahrt aus seinem Leben: Vater Pathan, Mutter vom Brothistamm (das ist ungewöhnlich, man heiratet nicht außerhalb des eigenen Stammes). Nach der mittleren Reife hatte er sich bei der Regierung um eine Stelle beworben und eine Abteilung nach der anderen durchprobiert, immer in der Hoffnung, doch einmal auf eine Stelle zu stoßen, in der man „öffentlichen Dienst“ von ihm erwartete und in der nicht die Frage, wo und wie man die meisten Bestechungsgelder verdienen könne, das Hauptthema des Tages, jedes Tages sei. „Ich habe immer gedacht, das muß es doch geben: daß einer wirklich für die anderen, für die Armen lebt, wie hätte denn sonst Allah diesen Traum in mein Herz legen können, wenn es das gar nicht gab?“ Ja – und dann kam er in Verbindung mit Dr. Vanni. „Und Vanni tat genau das, wovon ich all die Jahre geträumt hatte. Da habe ich gewußt, ich mußte mit Dr. Vanni arbeiten. Und wenn es Lepra-Arbeit sein müßte, dann würde es eben Lepra-Arbeit sein.“ Hamid hat jahrelang unter schwierigsten Arbeitsbedingungen während der Pionierzeit mit Dr. Vanni gearbeitet. Als dieser über Nacht des Landes verwiesen wurde, da sagte er: „Hamid, ich vertraue dir die Arbeit an. Stehe zu unseren Patienten. Verlasse sie nicht.“

Später, noch immer auf der gleichen Piste. Wir sind staubverkrustet und durstig.

„Haben Sie noch eine Apfelsine?“ fragt Hamid.

„Ich glaube – noch eine.“

„Dann schälen Sie die mir doch bitte.“

Ich schäle die Apfelsine.

„Und jetzt brechen Sie die in kleine Scheibchen.“

Ich zerteile die Apfelsine in kleine Scheibchen.

„Und jetzt legen Sie bitte die Apfelsinenscheibchen hier vorn grade vors Lenkrad.“

Ich lege ihm die Apfelsinenstückchen vors Lenkrad.

„... so habe ich das nämlich immer für Dr. Vanni getan“, sagt Hamid versonnen.

Da verstand ich den Sinn des Rituals. Er war verantwortlich für das Programm – wie Dr. Vanni. Er fuhr den Landrover – wie Dr. Vanni. Und jetzt legte ich ihm noch die Apfelsinenstückchen vors Lenkrad – und damit war die Identifikation komplett. Und ich hatte ihn in dieser Stellung akzeptiert. Auf der gleichen Tour hatte ihn einer seiner Freunde angehalten und gesagt: „Ich wußte gar nicht, daß du Fahrer geworden bist.“ Da grinste Hamid zurück: „In der Tat. Ich habe eine Stellung als Fahrer angenommen.“ Dann nahm ich ihn mit seinem Freund in die Kontrollstelle, weil wir uns ausweisen mußten. Ich stellte ihnen den für die gesamte Provinz verantwortlichen Leprosy Field Officer vor. Und als sein Freund natürlich solche Augen machte, ergänzte ich: „Ich begleite ihn nur.“ Es war herrlich. Von solchen Menschen lebt unser afghanisches Abenteuer der Nächstenliebe. Sie tragen die Hoffnung weiter.

Wieder in Deutschland

Frühstücksbilder

Spätherbst in Deutschland. Ich war zwei Tage vorher aus Afghanistan gekommen, hatte in Karachi nur noch Formalitäten erledigt und meine Papiere in Ordnung gebracht, bevor ich in die Maschine nach Frankfurt stieg.

Am nächsten Tag schon ließ ich die Filme entwickeln, die ich unter meiner Burka nach Pakistan geschmuggelt hatte. Es sind Schnappschüsse, von Jon gemacht, zwischendurch. Wo nähmen wir auch die Zeit her zu richtigen Aufnahmen?

Zwei davon lassen mich nicht mehr los: eine unserer Außenstationen, die letzte, die wir 1987 aufgemacht haben. Ein gemietetes weißes Lehmgebäude, klein, geduckt, so verloren in dieser Einöde ... und trotzdem, wie tröstlich: die einzigen Sonnenstrahlen in diesem dunklen Tal fallen auf eben diesen Lehmbau ...

Ich hatte schon einige Male an deutschen Frühstückstischen gegessen, als ich die zweite Aufnahme in der Hand hielt: „Abschiedsbild mit Frühstückstafel“. Ich hatte Jon vor der Abreise gesagt, ich wolle noch ein Bild vom Team haben. Nicht etwa ein Bild vom Frühstückstisch, nein, eines vom Team. Da wir aber nur beim Frühstück zusammen sind, bevor alle sich an die Arbeit begeben, war dies die einzige Gelegenheit. So war der Frühstückstisch also mit aufs Bild gekommen. Als ich jetzt die drei Kannen mit dem dünnen schwarzen Tee wieder sah, die fünf Fladenbrote, zäh und trocken, und die zehn Menschen, die rund um das ausgebreitete Plastiktuch am Boden saßen und sich die Fladenbrote teilten, eine Situation, die so normal war für uns, daß wir uns etwas anderes gar nicht vorstellen konnten, als ich das wieder

sah und mit den erlesenen Frühstückstischen in Deutschland verglich, da hatte mich dieser Kontrast doch sehr nachdenklich gemacht ...

Erlesene Armut

Welche Schizophrenie herrscht in dieser einen Welt, in dieser einen Christenheit. Ich habe viel über die „Kirche der Armen“ gehört, auch in Deutschland. Ist sie nur für die anderen gedacht? Ich erinnere mich noch, als wir aus einem Kloster kamen, das sich besonders der Armut und der Kontemplation verschrieben hatte.

„Irgendwie hat es mich irritiert“, sagte Jeannine (meine Mitschwester und beste Mitstreiterin in Pakistan). „Die Armut ...“, sagt sie.

„Wieso?“ will ich wissen.

„Das ist keine wirkliche Armut“, sagt sie. „Das ist ... das ist ... eine *erlesene* Armut“, sagt sie nach einigem Zögern.

Da fällt es auch mir auf. Es sieht alles so schlicht aus, so geschmackvoll schlicht. Und man weiß, was es kostet, damit es so schlicht aussieht.

Was empfinden wir nicht alles als normal – aber die Weise, wie wir leben, *ist* nicht normal.

Wohlstand ist gut, ist wünschenswert.

Aber darf er auf Kosten anderer gehen?

Dürfen wir sagen, wir hätten nicht gewußt, was in der Welt vor sich geht? Wieso ist hier trotz und in aller Informationsflut so wenig von der Wirklichkeit gegenwärtig, die ich in den letzten Monaten so hautnah erlebt habe?

Denen eine Stimme verleihen, die keine haben

Wie soll ich jemandem, der dies alles nie erfahren hat, das nahebringen, was ich in den letzten Monaten erlebt habe, was mir nicht nur auf den Nägeln brennt, sondern im Herzen? Wie soll ich denen eine Stimme verleihen, die keine haben? Nicht

den kämpfenden Parteien, nicht den Mächtigen: nein, denen, die die Rechnung der Großen bezahlen, wie von Aslam erzählen, von Sakia und Hussain, von Maimoona und Mohamed, von Jon und Kurban und allen, die im Land ausharren, die versuchen, zu überleben und anderen zum Überleben zu helfen? Wie kann ich das, was Alltag ist in Afghanistan, in den Alltag hier übersetzen, so daß es die Herzen erreicht? Ich weiß doch, was auch ich gedacht habe über Afghanistan, ehe ich selbst dort war; ich, die doch wahrhaftig nicht von Zeitungsmeldungen gelebt hatte. Und als ich dort war, war alles anders. Ganz anders.

Die Not der Information.

Wie kann man die Vielschichtigkeit von Ereignissen, die in einem fremden Land geschehen, so darstellen, daß sie auf dem Hintergrund und im Zusammenhang ihrer eigenen Kultur und Gesellschaft gesehen werden?

Information, ein schmerzhafter Prozeß

Wie oft wird eine Information schon dadurch verfälscht, daß der, dem die Information gilt, sie in seinem eigenen soziokulturellen Kontext empfängt. Ich benutze ja die Bilder, die bei meinem Gesprächspartner schon besetzt sind:

„Das Notkrankenhaus ist die einzige Gesundheitsstation in einem Gebiet von der Größe Bayerns, in dem ein Patient stationär aufgenommen werden kann.“ ...

Stationäre Aufnahme – ich muß das ganze Umfeld dazu beschreiben: die Station ist ein Zelt ... (Zelt – schon wieder ein vielseitig besetztes Wortbild!) ... die Patienten auf Matten auf dem Boden, Bettzeug (Bettzeug! – auch das müßte erst wieder erklärt werden) bringen sie selbst mit, auch für die Verpflegung (Verpflegung! – Fladenbrot und dünner schwarzer Tee) sorgt die Familie, oft bringen die Angehörigen ihre Patienten auf einer behelfsmäßigen Bahre, auf den Rücken eines Esels geschnürt, zu uns (von je einem Familienangehörigen rechts und links in Balance gehalten) ...

Damit habe ich vielleicht das Umfeld erklärt, aber eine wichtige Information nicht vermittelt: Trotz aller Primitivität und bei aller Improvisation bedeutet das Notkrankenhaus für eine Familie in Zentralafghanistan doch Ähnliches wie stationäre Aufnahme für eine Familie in Deutschland: ein fachliches Team nimmt den Familienangehörigen die Verantwortung für die Behandlung eines Kranken ab – was auch hier bezahlt wird mit „Fremde“, dem Verlust der Geborgenheit in der Familie ...

Information – als das Wort damals populär wurde, hat es mich fasziniert. Informare – heißt das nicht eigentlich: etwas in sich einlassen, daß es unsere Gestalt verändere? Information – ist das nicht eigentlich dem Wortsinn nach ein schmerzhafter Prozeß, der uns durch erlittene Umgestaltung bereichert? Träume ... Träume?

Das Deutsche Aussätzigenhilfswerk feierte sein 30jähriges Bestehen, und ich hatte zu diesem Anlaß eine Informationsreise versprochen. Ich wollte nicht nur Informationsaustausch, nicht nur eine Zeitungsnotiz, ich wollte Begegnung, ich mußte mich wieder einlassen auf die Lebenssituation hier und die Menschen da abholen, wo sie waren. Wenn es keine Brücke gab zum gegenseitigen Verständnis, hätte ich Afghanistan nicht verlassen dürfen, nicht die Kranken, die mich brauchten, die Helfer, die noch auf mich angewiesen waren.

Könnten Erfahrungen von „drüben“ Gegebenheiten hier, in Deutschland, erhellen?

Unsichtbare Mauern

Die Schrecken von Aids

Und dann erfuhr ich, daß die Menschen von unserer Arbeit betroffen waren, denn unser Erleben, unsere Erfahrung wiesen auf sie, auf ihre eigene Situation zurück, auf ihre eigenen Fragen, die eigenen Ängste ...

Ich habe viel erfahren über die Situation hier, als ich über Afghanistan und Pakistan erzählte.

„Wie schützen Sie sich selber vor der Ansteckung durch Lepra?“ Das war die Standardfrage, die man mir nirgends ersparte. Als sie zum ich weiß nicht wievielten Male gestellt worden war, war „Sicherheit“ für mich bereits zum Reizwort geworden. Denn natürlich stand das Bedürfnis nach Sicherheit hinter dieser Frage. Ich habe dann immer geantwortet, daß wir keine besonderen Schutzmaßnahmen ergreifen. Lepra überträgt sich vermutlich auf zwei Wegen, durch Schmierinfektion, also durch Direktberührung, oder durch Tröpfcheninfektion, also durch Husten, Niesen usw. Nach deutschem Sicherheitsbedürfnis müßte man Gummihandschuhe anziehen und eine Maske aufsetzen. Mit der Lepra-Arbeit bräuchten wir so aber gar nicht erst anzufangen. Es ist sogar Dienstanweisung bei uns, daß die Lepra-Helfer weder Handschuhe noch Maske tragen und daß sie im Außendienst möglichst im Haus oder der Hütte des Kranken übernachten. Denn der Patient, der die Diagnose „Lepra“ erfährt, der braucht, noch vor der ersten Dosis Tabletten, vor allem menschliche Zuwendung, Zuspruch. Ich muß eine Frau doch in den Arm nehmen können und einem Mann zumindest die Hand reichen. Kein Patient würde mitspielen bei einer Behandlung, die zwischen sechs Monaten und zwei, auch fünf

Jahren dauert, wenn er nicht vorher mit dem Behandelnden ein menschliches Miteinander erfahren hätte. Und nur wer mit seinem eigenen Verhalten abdeckt, was er von anderen verlangt, wer das Essen ißt, das ein Kranker gekocht hat, den Tee trinkt, den der Lepröse bereitet hat, der hat eine Chance, daß andere ihm folgen und die soziale Ächtung der Kranken aufheben. Natürlich können wir uns anstecken, jeder, der in Afghanistan oder Pakistan lebt, kann sich anstecken. Selbstverständlich beachten wir hygienische Vorsichtsmaßnahmen, selbstverständlich waschen wir unsere Hände, und natürlich haben wir unsere eigenen Schlafsäcke. Aber wenn Glaubwürdigkeit gegen Sicherheitsdenken steht, dann hat der Wille zur Solidarität Vorrang.

Die Aids-Diskussion in Deutschland, das Geheimnis und der Schrecken dieser Seuche, die haben offensichtlich ganz neu wieder dafür sensibilisiert, was der Schrecken des Aussatzes bedeutet. Sicher sind bei Aids, für das es keine Behandlungsmöglichkeit gibt, Vorbeugungsmaßnahmen vorrangig. Aber die Würde des Menschen muß trotzdem vorgehen, wenn Vorsichtsmaßnahmen damit in Konflikt geraten. Hier wie dort.

„Krankheit der Schwarzen“

Mag sein, daß ich beim Thema Aids nicht ganz objektiv sein kann. Wir haben nämlich die angewandte Forschung für die jetzt in der Lepra-Behandlung eingesetzte Medikamentenkombination – und daran hängt immerhin das Schicksal von 11 bis 15 Millionen Menschen, die weltweit an dieser Krankheit leiden – aus Spendengeldern bezahlt. Warum? Wenn die Forschung aus Spendengeldern finanziert werden kann, können das für die Industrie doch keine astronomischen Summen sein. Aber wen interessieren denn die Krankheiten der Dritten Welt? Aids war ja auch nicht das allgegenwärtige Gesprächsthema, solange es noch auf Afrika beschränkt war.

Die Hautveränderungen bei Aids ähneln denen der Lepra im

Frühstadium. Lange bevor Aids Aids genannt wurde, lange bevor die öffentliche Hysterie ausbrach, haben wir schon Karposi-Sarkome gesehen, gelegentlich mit Immunitätsschwäche verbunden. Und in einem englischen Dermatologiebuch der fünfziger Jahre habe ich es nachgelesen. Da stand im Kleindruck (ich übersetze ins Laien-Deutsch): „Karposi-Sarkom, der Patient stirbt nicht an Blutkrebs, sondern infolge einer Infektion, da die Krankheit mit Abwehrschwäche einhergeht. Durchschnittliche Überlebensdauer zwei Jahre. Krankheit der Schwarzen.“

„Krankheit der Schwarzen“ – welche Menschenverachtung verbirgt sich hinter diesem Wort, das die Leiden von Menschen nicht nahekomen läßt. Da Aids „nur“ eine Krankheit der Schwarzen in Afrika war, hat sich jahrzehntelang nichts getan, bis (Gott sei es gedankt! – ist man aus der Sicht der Armen versucht zu sagen) die Krankheit nach Amerika kam und dadurch interessant wurde. Dann gab es plötzlich Forschungsgelder.

Wenn ich darauf angesprochen wurde, bin ich sarkastisch genug geworden, die Perspektive der Kranken einzunehmen: „Wir haben schon 106 Lepra-Fälle in Deutschland, und ich hoffe nur, daß sie weiter zunehmen.“

Bezeichnenderweise sind es ja auch bei Aids die Außenseiter, Menschen, die man beiseite stellen und denen man Zuwendung versagen kann, mit denen man sich nicht zu identifizieren brauchte: Homosexuelle, Prostituierte, Fixer. „Aids kriegt man nicht. Aids holt man sich“, Krankheit als Strafe Gottes, eine Krankheit, die nicht vorkommen darf, bei mir nicht, bei meiner Familie nicht ...

Genauso wird über Lepra gedacht: Strafe Gottes. Eine Krankheit, die in einer wohl-situierten Familie nicht vorkommen darf. Erkrankte werden zu „gestraften Sündern“ degradiert, mit denen man sich nicht mehr zu solidarisieren braucht. Daß in einer hochdifferenzierten Zivilisation, in einem aufgeklärten Volk, bei so viel Verständnis für die anderen, die gleichen archaischen Vorstellungsweisen und Reaktionsmechanismen wirksam werden, die gleichen Tabus,

die gleichen moralisch verkleideten Ängste, wie wir sie beim Aussatz in der Dritten Welt bekämpfen, das hat mich sehr nachdenklich gemacht ...

Wer Augen hat, zu sehen

In Pakistan werden, wenn es um die Verbindung von Schuld und Lepra geht, auch sexuelle Verfehlung mitgedacht (wenngleich das nicht ausgesprochen wird). Auch in Deutschland wurde ich von Kollegen gefragt, wie der Zusammenhang von Lepra und Syphilis sei. Es gibt absolut keinen solchen Zusammenhang. Aber offensichtlich schrumpfen die Unterschiede, wenn man der Tiefe sozialen Verhaltens nachspürt.

Nur: was sich in Pakistan und Afghanistan sichtbar abspielt und augenfällig wird, das ist hier unsichtbar, nicht handgreiflich. Aber es ist wirksam und vielleicht noch gefährlicher. Wenn ein zwölfjähriges Mädchen, das Lepra hat, in eine Berghöhle eingemauert wird (etwas, was in Pakistan noch 1979 geschehen ist und was in Afghanistan noch heute passiert), dann ist die Mauer sichtbar, dann können wir wenigstens darüberklettern, wenn wir die Mauer nicht einreißen können. Wenn in Deutschland soziale Mauern Menschen ausgrenzen, dann ist die Isolation deshalb nicht weniger folgeschwer, weil die Steine nicht physisch aufgetürmt sind. Wenn die Zehnmillionenstadt Karachi mit ihren Müllproblemen kämpft, dann stinkt der Abfall im wörtlichen Sinn zum Himmel. Wenn hierzulande der soziale Müll und das zwischenmenschliche Gift nicht entsorgt werden, weil man sich leichter um etwas drücken kann, über das man nicht buchstäblich stolpert und was nicht physisch stinkt, dann schreit das Elend nicht weniger zum Himmel. Auch unsichtbare Mauern zerstören das Zusammenleben, auch sozialer Giftmüll kann zu einer tödlichen Gefahr werden. Der Hunger, der Durst, das Frieren schreien hier genauso zum Himmel wie in Pakistan – auch wenn es sich auf der seelischen Ebene abspielt. Wer Ohren hat zu hören, Augen, um zu sehen, ein Herz, um zu spüren, der

wird die Verlassenheit und die Kälte wahrnehmen, in einem erschreckenden Ausmaß: genauso konkret, genauso gefährlich, genauso erfahrbar.

Die Angst vor dem „anderen“

In Deutschland werden nicht nur die Probleme, sondern auch die Menschen kategorisiert und dadurch oftmals abgetrennt, verwahrt, verwaltet: Asylantenheime, Behindertenheime, Obdachlosensiedlung; auch: Jugend-Subkulturen, Seniorenheime. Die Menschen, mit denen ich in Deutschland zusammenkam, waren in aller Regel sozial sehr sensibilisiert. Und trotzdem: Ich habe kaum Erfahrungen mit Randgruppen gemacht. Sie waren nicht „da“, waren (mit einigen Ausnahmen) nicht selbstverständlicher Teil ihres Lebens. Wer uns in Pakistan besucht, käme doch nicht nach Hause, ohne in Familien von Lepra-Kranken gesessen zu haben. In unser Leben kann keiner herein, ohne diese Menschen zu treffen.

Wie schwer es hierzulande ist, aus der eigenen Rolle auszubrechen und die anderen „hinter der Mauer“ zu erreichen, welcher Anstrengung es offensichtlich bedarf, jungen Menschen diese Erfahrung zu vermitteln, wurde mir klar, als ich mit einer engagierten Mutter ins Gespräch kam, die eine Firmgruppe leitet. Diese Mutter wollte, daß ihre Firmlinge einmal eine Randgruppensituation persönlich erleben. Einfach mit diesen Kindern in ein Asylantenheim zu gehen, stellte sich als unmöglich heraus; da waren Genehmigungen einzuholen, Fragen zu beantworten, Anträge zu stellen. Die gute Absicht ist schließlich im Wenn und Aber und Falls der Behördenreglementierung verendet.

Diese Angst vor „dem anderen“. Sind es archaische Reaktionen, die etwas abwehren, was die eigene Sicherheit bedroht? Ein Straffälliger, dessen Geschichte man nicht kennt, mag in der Tat seine Umgebung wirklich ängstigen. Aber ein Homosexueller ist doch keine reale Gefahr. Oder die Türken sind doch keine Bedrohung. – Daß man den „anderen“ in

seiner Andersartigkeit primär als Bedrohung der eigenen, sicher gefügten Position erfährt, ihn nicht als Bereicherung empfindet – das hängt mit Angst zusammen, mit Unfähigkeit zum Risiko, mit der fehlenden Freude am Wagnis.

Da war nach einem Vortrag eine Frau auf mich zugekommen, als wir schon im Aufbruch zum nächsten Termin waren. Sie, die mich gar nicht kannte und noch nie gesehen hatte, erzählte mir von ihrem Lebensproblem. Sie hatte eine Beziehung zu einem verheirateten Schwarzen und sich jetzt von ihm getrennt, um seiner Frau willen. Jetzt hatte der Mann ihr gesagt, er könne ohne sie nicht leben. Und diese verzweifelte Frau sagte mir: „Ich kann mit keinem hier darüber sprechen, weil dieser Mann Ausländer ist und weil er verheiratet ist.“ Da waren die Mauern so spürbar ... Und ich hatte keine Zeit, sie abtragen zu helfen ...

Mir ist diese Begegnung nachgegangen bis heute.

Wer überklettert die Mauer?

Ich habe einen Freund in Deutschland, der meinem Herzen sehr nahesteht. Er hatte unter Alkoholeinwirkung seine Freundin erschossen und unter dieser Tat unsagbar gelitten. Er wurde vorzeitig auf Bewährung entlassen – und seither ist er „entlassener Straffälliger“. Er gilt nicht als ein Mensch, der einmal straffällig geworden ist, die Strafe bejaht hat, in Trauerarbeit viel von dem Geschehnis aufgearbeitet hat – nein, er ist ehemaliger Straffälliger, als Person für alle Zukunft von seiner Straftat her definiert. So wie ein „Aussätziger“ mit seiner Krankheit identifiziert wird. H. und ich stehen im Briefwechsel, wir kennen uns seit unseren Studententagen, wir kennen uns gut; wenn ich in Deutschland war, haben wir uns getroffen. Und wenn ich nicht in Deutschland war ...

Ehe er an seiner Einsamkeit zugrunde ging, in einem letzten verzweifelten Versuch, setzte er eine Anzeige in die Zeitung, eine Anzeige, die sein leidvolles Leben andeutete und um Hilfe bat – bettelte – schrie; einer mußte hinter den Zeilen lesen, die

Botschaft verstehen. Das Wunder geschah: daß sich jemand ihm zuwandte, die Mauer überkletterte und ihn aus seiner Höhle befreite – in die wir, unreflektiert, einen „Straffälligen“ einmauern. Wir sollten ein anderes Wort finden. Einen „Wiedergefundenen“ nennt Lukas 15,32 einen solchen Menschen. Und so nannte ihn G., die ihm wieder eine Heimat gab.

Argumente gegen die Gleichgültigkeit

Dann die Geschichten in der Schule: Der Junge, der mir sagte, man müsse die Menschen in der Dritten Welt doch durch Zwang dazu bringen, daß sie weniger Kinder in die Welt setzten, weil die Ressourcen nicht für alle reichten. Er konnte das fordern, ohne die Betroffenen, nicht einmal in seiner Phantasie, wahrzunehmen. Zwang? In unserer freiheitlichen Gesellschaft! Zwang für uns? O nein! Aber für die anderen ist es gut, Zwang anzuwenden?

Oder der Oberprimaner, der mich fragte: „Warum leisten Sie medizinische Hilfe, wenn dadurch das Elend der Überbevölkerung nur größer wird?“ Ich suchte nach Gründen, nach Argumenten. Er würde Gegenargumente haben. Nein, es ging nicht um Argumente. „Versuch doch mal“, schlug ich vor, „dich für einen Moment in meine Lage zu versetzen. Du sitzt in meiner Sprechstunde. Da kommt eine Mutter, in Tränen aufgelöst, mit ihrem Kind, das im Sterben liegt. Und du weißt, wenn du diesem Kind eine Salz- und Zuckerlösung gibst, wird es überleben. Und jetzt sagst du zu der weinenden Mutter: ‚Es tut mir leid, aber ich kann Ihr Kind nicht retten. Ich habe zwar die Medikamente. Aber die Bevölkerungsexplosion ist zu gefährlich. Wenn wir jetzt Kinder retten, dann können wir in fünf Generationen alle nicht mehr überleben.‘“ Schweigen –. Die erwarteten Gegenargumente blieben aus.

Eine Erosion, die uns alle betrifft

Die Unsichtbarkeit verringert nicht die Probleme. Sie verstärkt sie vielleicht sogar. Das Elend hier in Pakistan hat ein wahrnehmbareres Gesicht. In der Dritten Welt werden Kinder ausgesetzt, vor allem wenn es Mädchen sind. Aber wer gibt uns das Recht, uns über dieses „barbarische Verhalten“ erhaben zu fühlen? Was wir hier mit den „überzähligen Embryonen“ (welch entlarvendes Wort!) machen, das läßt mich in Karachi nicht schlafen.

Einmal kamen morgens zwei bärtige muslimische Männer und holten mich in heller Aufregung aus der Konventmesse. Unter lautstarkem Palaver, das ich nur halb verstand, zerrten sie mich fast zur Müllkippe in der Seitenstraße. Da lag ein wimmerndes Baby, die Mutter hatte ihm noch, in hilfloser Geste, ein Fläschchen danebengelegt ...

Ein Baby, das man auf der Müllkippe deponiert, kann noch schreien, und einer wird es hören. Embryonen können nicht einmal schreien. Sie haben keine Stimme und keine Lobby. Und wenn sie der kosmetischen Industrie und den Forschungslaboratorien zugespielt werden, dann vergeht man sich an den wehrlosesten aller Geschöpfe. Das ist nicht ein Problem gewissenloser wissenschaftlicher Eliten oder geldsüchtiger Geschäftsleute. Das ist eine Erosion, die uns alle betrifft. Haben wir nicht schon einmal Leben für „lebens-unwert“ erklärt ...?

Die leidfreie Gesellschaft

Gefährliche Utopie

In einer Gesellschaft, in der wehrlosestes Leben nicht mehr zählt, in der die Schwächsten der Schwachen beiseite geschafft werden, ist eine traurige und gefährliche Utopie am Werk, die Utopie der Leidfreiheit. Diese Utopie ist mir in Deutschland immer wieder begegnet, als Erwartenshaltung programmiert und als Recht eingeklagt.

Wenn ich in Afghanistan einem Fünfzigjährigen sage: „Sie kommen jetzt eben in das Alter, in dem Sie das eine oder andere Wehwehchen haben werden“, dann sagt der: „Das habe ich auch schon gedacht.“ Und ich werde ihn erst wieder sehen, wenn er wirklich ernsthaft krank sein wird. In Deutschland hatte ich ein Gespräch mit dem Chefarzt einer Klinik mit dem Einzugsgebiet einer ganz normalen Kleinstadt und ihrem norddeutschen Hinterland. Er sagte: „Selbst wenn ältere Menschen zu uns kommen, erwarten sie, daß sie als ‚repariert‘ entlassen werden. Wenn etwas nicht ‚klappt‘, hagelt es Reklamationen, als ob ein Ersatzteil nicht rechtzeitig bestellt worden wäre.“

Diese Einstellung weist auf ein Geflecht hin, das die ganze Gesellschaft zu durchziehen scheint. Schon solche Kleinigkeiten: Menschen, die nicht mehr essen mögen, wenn sie keine Bionahrung bekommen, und die nicht mehr einschlafen, wenn sie nicht auf einem Biobett liegen. Sogar junge Menschen haben diese Haltung angenommen.

Abschottung gegen das Leid

Eine Schulklasse in Duisburg. Vor fünf Jahren war ich an der gleichen Schule gewesen. Die 120 Schüler saßen damals noch auf den Tischen und spuckten Kaugummi durch die Gegend. Aber nach meinem Vortrag gab es noch Emotionen, da wurde ich auch attackiert: Wieso ich die soziale Ungerechtigkeit nicht angegriffen hätte? Wieso ich mich nur um die Lepra kümmern würde?

Diesmal saßen sie brav in ihren Bänken, keine Disziplinschwierigkeiten. Ich hatte Dias mitgebracht. Solange ich Kultur und Landschaft Pakistans vorstellte, gab es noch Reaktionen, das fanden sie schön. Als dann aber Bilder kamen, die nachdenklicher stimmen sollten, wirklich keine Horrormotive, aber Bilder von Menschen, die einem weh tun, da machten sie einfach die Augen zu. Sie erledigten das auf der Ebene des Ästhetischen. Das war für sie nur „unappetitlich“ und „häßlich“, es ekelte sie, damit war es abgelegt. Sicher: Abschalten kann auch eine Schutzreaktion der Hilflosigkeit sein. Aber diese 17- bis 19jährigen Schüler eines staatlichen Gymnasiums hatten offensichtlich eine perfekte narzißtische Schutzreaktion entwickelt. Sie kamen gar nicht auf die Idee, sich auf Leid emotional einzulassen, das sie nicht unmittelbar selbst betraf. Wer betroffen ist, wer sich betreffen läßt, dem tut das weh. Und in einer „leidfreien Gesellschaft“ geht man dem Wehtun aus dem Weg. Ich fragte mich hinterher: Können die überhaupt noch weinen?

Ich verstehe es noch, wenn ein Fünfzigjähriger sich niederläßt in seinem Komfort. (Das gibt es auch in Pakistan: wenn die Schwiegertochter im Haus ist, dann wird die Schwiegermutter fett und fetter.) Aber eine Gesellschaft ist krank, wenn sich ihre Jugend nicht mehr weh tun läßt.

Wer sich nicht weh tun läßt, hört auf zu leben

Wer nicht mehr leiden will, ist auch unfähig zum Mit-Leid. Und er ist unfähig zur Liebe. Denn wenn schon die Liebe, das schönste Geschenk unseres Lebens, ohne Leid nicht zu haben ist, welchen Wirklichkeitsverlust handeln wir uns dann mit unserer leidfreien Gesellschaft ein? Treue ist dann sowieso vom Tisch, und schließlich auch die Leidenschaft. Es ist eine logische Konsequenz: Die leidfreie Gesellschaft ist eine banale Gesellschaft, es gibt keine Schatten mehr und deshalb auch kein Licht. Wir selbst sind für die Banalisierung unseres Lebens verantwortlich.

Auch daß man sich dem Tod nicht stellt, hat mich beunruhigt. Wenn etwas unbestritten ist in unserem Leben, dann doch, daß wir alle sterben. Und während man sich sonst keine Gelegenheit entgehen läßt, für alles mögliche zu trainieren – so drängelt sich doch keiner danach, Erfahrungen zu sammeln, um sich einzuüben in diese unausweichlichste aller Begegnungen. Warum versuchen wir nicht öfter, anderen beim Sterben beizustehen, Gespräche über den Tod nicht zu tabuisieren und jene „kleinen Abschiede“ bewußt zu leben, die Einübungen sind in den großen Abschied? Ein Lebenskonzept der Verdrängung ist letztlich banal. Wer die Augen so zumacht, hört auf zu leben. Liebe – Grenzen – Krankheit – Tod: das sind menschliche Grunderfahrungen. Liebe und Tod – das ist das Leben. Und Leben tut weh. Wenn man das Wehtun ausschaltet, hat man keinen Zugang mehr zum *Leben*.

Banal und „durchsichtig“

Wer das Leiden ausblendet, verrät die Liebe und die Treue – und es tut mir besonders weh, wenn ich sehe, wie auch wir Christen uns an diesem Verrat beteiligen. Wir, deren Leben in jeder Meßfeier transparent ist auf das Kreuz hin. Der eigentliche Gegensatz ist doch nicht „heilig“ und „profan“. Ich wüßte nicht, wo ich das Heilige isoliert suchen sollte, seit sich

unser Gott fürs Zimmermannshandwerk entschlossen hat. Profanes und Heiliges haben sich so ineinandergeschoben, daß Profanes durchsichtig wird auf Heiliges und Heiliges sich konkretisiert im Profanen. Der eigentliche Gegensatz heißt doch nicht „profan“ und „heilig“, sondern „banal“ und „durchsichtig“: durchsichtig auf Tiefendimension. Banalität ist die Herrschaft der Oberfläche. Banal sind ein Mensch und eine Gesellschaft ohne Spannung, ohne die Tiefendimension, in der Freude und Leid geschehen; banal ist eine Gesellschaft, die sich entschieden hat, Wunder, die auch heute noch geschehen, nicht mehr als solche anzuerkennen; die das Staunen und die Dankbarkeit und die Überraschung und die Tränen nicht mehr als Wert erkennt. Wer sich dem Geheimnis der Beziehung verschließt und sich dem Abenteuer des anderen nicht öffnet, erstickt jede spirituelle Qualität des Lebens. Gerade daß Leid und Endlichkeit und Tod angenommen und aufgehoben sind in Gott, ist für mich wesentlich am Christentum. Wenn unser Leben, unser Leiden, unsere Liebe herausgefallen wären aus der göttlichen Realität, wäre alles eine verriegelte, totale Banalität. Keine Perspektive. Kein erahnter *Sinn*. Aber die Wirklichkeit *ist* anders: Die Welt als Ganzes, bis ins Materielle, ist angenommen, kostbar in ihrem So- und Eigensein, mit all ihren Dunkelheiten und Schönheiten bejaht und geliebt.

Liebe bis ans Ende

Mir ist erst im muslimischen Milieu richtig klar geworden, wie die Menschwerdung grundsätzlich alles in mir verwandelt hat: die Weise, wie ich sehe, schlafe, arbeite, zuhöre, mich Menschen öffne. Gott ist nicht nur der ganz Andere (wie für meine muslimischen Freunde). Er hat mitgespielt in unserer Geschichte, er hat sich definitiv eingelassen mit unserer menschlichen Wirklichkeit. Ein gläubiger Muslim wird auf die Frage nach dem Sinn des Leidens immer mit einem „Ja“ antworten können: „Gott ist groß, er weiß, was er tut.“ Ich als

Christin habe es schwerer. Ich habe die Gewißheit, daß Gott die Liebe ist und daß er unbegreiflich bleibt, aber auch, daß er mir, irgendwann, die Antwort auf die Frage nach dem „Warum?“ nicht verweigern wird. Eine Frage, die ich stelle – und stellen werde, bis er mir Antwort gibt!

Leiden an sich ist sinnlos, es ist Grund zum Protest und zur Auflehnung. Not und Elend müssen wir mit allen Kräften zu vermeiden und abzuschaffen versuchen. In Afghanistan wäre ich beinahe verrückt geworden angesichts des unvorstellbaren Leids. Damals etwa, als ich vor einem Kind stand, einem sechsjährigen Kind mit einem eingeklemmten Blasenstein. Das sind die schrecklichsten Schmerzen, die man haben kann. Wir hatten keine operativen Möglichkeiten. Mich verfolgen noch heute die Schreie dieses Jungen, wenn die Kolikanfälle kamen. Wie ich damit zu Rande komme als Christin? Ich komme damit nicht zu Rande. Ich werde dies auf meine eschatologische Liste setzen und *ihn* fragen: „Wieso hast du dies zugelassen, du, der du dieses Kind liebst?“ Ich konnte dem Buben nicht helfen. Ich konnte nur mit Tränen in den Augen der Mutter versichern, daß es mir so ging wie ihr.

Oder der Zweiundzwanzigjährige, der im Widerstand verletzt wurde und der gestorben ist, weil wir keine Bluttransfusionen machen konnten. Der gestorben ist, während der Hubschrauber über uns flog, der ihn in zwanzig Minuten nach Kabul hätte bringen können ...

Diese absurden Schmerzen des Kindes, dieser sinnlose Tod, das sind Dinge, die ich nie verstehen kann und nicht verstehen will.

Und doch: Ich kann mit diesem Leid nur umgehen, wenn ich es auf diesen Gott beziehe, der sich doch selber mit diesem Leidenden identifiziert, der sich im Brot des Altarsakraments in unsere Hände begibt, die Wehrlosigkeit selbst ...

Das Unglaubliche, Wunderbare und Erregende an der Botschaft ist, daß jener Zimmermannssohn, der Gott war, nicht bei der ersten Krise haltgemacht hat, daß er nicht gesagt hat: „Das zahlt sich nicht aus.“ Sondern daß er uns geliebt hat und geliebt hat bis ans Ende. Das ist die Aussage, die mich

immer wieder überwältigt. Und die mich dann doch weitermachen läßt, hoffen läßt, helfen läßt.

Freilich, wenn wir vergessen, daß wir als Helfer nur „Durchlaufstation“ sind, nur Instrument für eine Liebe, von der wir selber zehren, werden wir schnell aufgebraucht und ausgezehrt, an Leib und Seele. Vielleicht ist radikale Hingabe sogar zerstörerisch, wenn sie nicht gehalten ist von der Erfahrung der größeren Liebe.

„Du bist keine Herberge am Wege“

Liebe und Tod Der Tod, das ist Ende. Aber er ist auch eine Hoffnung und eine atemberaubende Faszination: Er enthält die Verheißung, daß endliche Begrenzungen sich aufheben, daß alles Halbe ganz wird, daß die Liebe, die wir in so viel Ansätzen und Vergeblichkeiten leben, in ihr Eigenes kommt, daß alle Grenzen fallen, daß wir die Fülle erfahren und die Klarheit erhalten. Die Nebel werden endlich steigen über den großen, dunklen Fragen. Alle Fragen, die hier keine Lösung fanden, werden eine Antwort finden. Sie werden im Lächeln der Liebe geborgen sein. Der Tod ist eine Begegnung am Zielpunkt, auf den ich zulaufe. Nicht wie auf ein unausweichliches, schreckliches Ende. Er wird sein wie ein Zulaufen auf den Geliebten, dem wir unser Leben entgegentragen. Eine Begegnung, die eingeübt wird in diesem Leben hier, in den vielen „Sprüngen ins Dunkle“, dem Aufgeben der Sicherheiten. Diese Begegnung wird von der Art sein, von der Gertrud von le Fort einmal gesagt hat: Du bist keine Herberge am Wege, und deine Tore öffnen sich nicht nach außen . . .

Einen Zweifel an dieser „anderen Seite“ des Todes lasse ich nicht zu. Ich habe meine Entscheidung getroffen. Sollte sich herausstellen, daß ich mich getäuscht habe, wider alles Erwarten und wider alles Glauben, dann war es mein Risiko. Existentiell ist das für mich aber keine reale Möglichkeit mehr. Ich habe zu viele konkrete Erfahrungen, als daß ich mit klaren Sinnen sagen könnte, eine letzte Sinnlosigkeit sei für mich noch als Möglichkeit existent.

Staugespräche

Der Seismograph der Sprache

Mein Programm in Deutschland war dicht und strapaziös. Aber wenn wir, was nicht selten vorkam, unterwegs zum nächsten Termin, in Staus gerieten, dann hatten wir Zeit. Ich war mit einem jungen Team unterwegs, und die Gespräche waren leidenschaftlich und kontrovers. Ich war zu lange weg gewesen, um die Situation im Lande noch wirklich zu kennen. Und ich wurde so oft gefragt, was ich denn so dächte über Deutschland, wenn ich aus einer so ganz anderen Welt zurückkehre – –. Was konnte ich denn denken, ehe ich die deutsche Situation kannte? So war „mein Team“ für mich eine Gelegenheit, zuzuhören. Aber auch: eine gemeinsame Erfahrung zu reflektieren, zu verstehen, Konsequenzen zu formulieren (und sie auch hier und jetzt sofort auszuprobieren!). Sprachspiele waren für uns besonders interessant. Sprache hat mich immer fasziniert.

Als ich 1968, zum ersten Mal nach acht Jahren, zurückgekommen war, hatte ich überall herumgefragt: „Was sagt ihr bloß, wenn wir ‚frustration‘ sagen?“ Damals schwamm Deutschland auf der Freßwelle, und alles starrte mich nur verständnislos an. (1973, als ich wiederkam, war der „Frust“ schon voll „in“.) Auch nach der Eindeutschung von „challenge“ hatte ich gefragt. Offensichtlich gibt es bis heute kein rechtes Äquivalent. „Herausforderung“ entspricht nicht genau der englischen Bedeutung, bei der ja zumindest die Wertbe dingtheit dieser Herausforderung mitschwingt, die „Verwundung um eines höheren Gutes willen“, wie die klassische Philosophie das ausgedrückt hat. „Challenge“ ist nicht billig zu haben, Wagnis schwingt mit, Risiko. Aber auch diese Worte

sind pervertiert: Das Risiko ist wieder im Sprachschatz – als „Restrisiko“, ein Lügenwort: denn damit wird suggeriert, dieser „Rest“ sei eine leicht handhabbare Größe und könne auch noch, über kurz oder lang, abgeschafft oder beseitigt werden. Die Sprache ist ein Seismograph für den inneren Zustand einer Gesellschaft. Wenn solch ein wichtiges Wort verbannt oder verbogen wird, dann ist auch die Sache diskriminiert und die Chance vertan, „Risiko“ oder „Wagnis“ in einem positiven Sinn zu entdecken. Als „Restrisiko“ hat das Wort „Risiko“ noch seine Glaubwürdigkeit verloren.

Die Chance der „Zumutung“

Ich weiß nicht, wie eine Jugend ohne „challenge“ aufwachsen kann. Ich habe Mitleid mit denen, die nicht einmal mehr die Chance einer solchen Erfahrung haben. Ich weiß nicht, wie ich das Leben je so intensiv hätte „leben“ können, wenn ich nicht die Möglichkeit zum „challenge“ gehabt hätte.

Einmal haben wir daraufhin die Geschichte von Adina durchreflektiert, dem Mädchen, das man zwei Jahre wegen seiner Lepra, in einer Berghöhle eingemauert, gefangengehalten hat. Und welche Bedeutung die Bereitschaft des Teams, sich auf „challenge“ einzulassen, bei ihrer Rettung gespielt hat. Da waren uns also im Jeep die Zündkerzen durchgebrannt. Daraufhin hatten wir uns entschlossen, die letzten acht Stunden zu Fuß weiterzugehen. Auf diesem Marsch trafen wir den Alten, der uns von dem Mädchen erzählte. All das mußte riskiert werden: Daß das Team sich darauf einließ, zu laufen und dadurch das geplante Ziel nicht in der vorgesehenen Zeit zu erreichen. Daß die Bereitschaft besteht, Umwege in Kauf zu nehmen und Planungen umzuwerfen, wenn etwas Wichtiges kommt – das ist die Bedingung, um die Mauer zu finden. Ehe die Rettung stattfinden kann, muß man bereit sein, sich auf diese unvorhergesehenen Voraussetzungen einzulassen.

„Solch eine Zumutung“, sagt man im Deutschen – und meint etwas, was es abzuwehren gilt. Als ich 1960 aus

Deutschland wegging, da sprachen wir noch, und das war durchaus positiv gemeint, von der „Zumutung des Christentums“. Und was ist in Zu-Mut-ung eigentlich Negatives mitgedacht? Eine Gelegenheit, die ich dem anderen gebe, sich und seinen Mut zu er-proben – und mein Vertrauen, daß er es schafft! Schön, wenn wir uns Dinge zu-muten! (Später erfuhren wir, daß wir mit unserer etymologischen Interpretation nicht richtig lagen, aber da hatten wir die Bedeutung des Begriffs in unserer Team-Sprache schon kostbar und endgültig verfremdet.)

Eine Pakistan-Erfahrung mitten in Deutschland

Ich war gerade aus Afghanistan gekommen, wo wir, Jon und ich, unter härtesten Umständen drei Monate unterwegs gewesen waren, als einer aus meiner Begleitung, einer aus der nicht belastungsfähigen Generation, genau in Jons Alter, mir sagte: „Ich weiß gar nicht, ob ich das aushalten werde, die nächsten Wochen.“ – „Und für mich haben Sie diesen Streß geplant“, lachte ich. „Und Sie haben mein Alter gewußt, bestimmt!“ Dann fingen wir an, über Zu-mutung zu reden. Wir sind miteinander glänzend zurechtgekommen. Und unser großes Erlebnis hatten wir in Düsseldorf, als er, völlig übermüdet nach einer Veranstaltung, mitten in der Innenstadt um ein Uhr nachts einen Unfall baute. Der Wagen total Schrott. Wir kletterten aus den Trümmern, keiner verletzt. „Hei“, sagte ich, tief Luft holend, „wie ihr euch abgeschossen habt – gekonnt!“ Wie die beiden Fahrer damit fertig wurden, das gehört zu meinen positiven Eindrücken in Deutschland. In Pakistan wäre das so vor sich gegangen: Beide Fahrer steigen aus und beschimpfen sich in der jeweiligen Landessprache. Ist ein Pathane auf einen Pandschabi gestoßen, zieht am nächsten Tag eine Slumsiedlung gegen die andere. Ganz anders hier: Kein böses Wort fällt. Ein Taxi hält und alarmiert die Polizei. Nach zwei Minuten ist der Unfallwagen da, um festzustellen, daß niemand verletzt ist. Nach drei Minuten ist die Polizei vor

Ort und nimmt das Protokoll auf. Nach fünf Minuten ist das Stadtordnungsamt zur Stelle, beseitigt die Glassplitter, überstreut die Öllachen und das ausgelaufene Benzin. Alles ganz sachlich und effizient. Wir hatten ein Vortragsprogramm vor uns, ein Wahnsinnsprogramm, am gleichen Tag um 8 Uhr morgens einen Rundfunktermin, den wir lässig einhielten. Danach konnte uns nichts mehr passieren: Schlimmer konnte es nicht kommen, und jene Situation war mit Bravour gemeistert. Es war fürs Team eine neue Erkenntnis: daß eine „Katastrophe“ ablaufen kann und doch alles gut ausgeht. Eine „Pakistan“-Erfahrung mitten in Deutschland.

Warum ich so mitfühlen kann mit unserer deutschen Jugend? Viele können einfach keine Aufgabe mehr sehen. Keine sinnvolle Aufgabe. Und wo ist ihre Aufgabe? Diese Aufgabe, die keine Alternative duldet, die einen zerbricht – oder zur Reife führt? Es gilt die alte Geschichte mit der Zitronenpresse. Keiner kann den Saft hergeben, wenn ihm das Leben den Druck verweigert. Und dieser Zwang der Stunde ist drüben für unsere Jugend so viel ein-sichtiger, fühl-, riech-, hör-, tastbarer, als es die Anrufe in Deutschland sind. Es gibt sie auch hier, ebenso dringend, aber sie sind verborgener.

Wer unterstützt wen?

Staugespräche fingen oft damit an, daß wir uns an Worten rieben. „Arbeitsloser“ war darunter, auch „Arbeitslosenunterstützung“. Offensichtlich ist es eine unaufhaltsame Entwicklung, daß das Bruttosozialprodukt bei sinkenden Arbeitszeiten steigt. Im Grunde also doch eine positive Entwicklung, mit deren problematischen sozialen und menschlichen Konsequenzen man sich produktiv auseinandersetzen muß. Man muß sich etwas einfallen lassen, damit die an sich erfreuliche Entwicklung von den Betroffenen dann auch als erfreulich erlebt werden kann. Ich will das bestehende Problem natürlich in keiner Weise verharmlosen. Ich weiß, daß sich die Gruppe der Arbeitslosen meist aus Menschen zusammensetzt, die eben

diese Kreativität nicht haben. Trotzdem sind wir in unseren Staugesprächen diesem anderen Aspekt nachgegangen, und die Überlegungen waren zunächst einmal nur an unsere eigene Adresse gerichtet. Erschwerten wir uns nicht schon dadurch, daß wir das Wort „arbeits-los“ benutzten, den Zugang zur Lösung, indem wir einen einmaligen, kostbaren, kreativen Menschen von seinem Ausstieg aus dem kommerziellen (kommerziellen!) Arbeitsprozeß her definieren? Und „Arbeitslose“ sind ja oftmals, wie Rentner, viel stärker (und kreativer!) beschäftigt, als sie das vorher im Arbeitsprozeß waren.

Ich hatte eine entscheidende Begegnung mit einem „Arbeitslosen“. Ein Mann aus einer der Selbststeuerungsgruppen, die die Schulen in Afghanistan unterstützen. Selbststeuerungsgruppen sind nach der Veröffentlichung des sogenannten Palme-Berichts über die Dritte Welt entstanden. Hier wurde vorgerechnet: 10 Prozent des Bruttosozialprodukts der Industrieländer müßten in die Entwicklungsländer geleitet werden, damit dort wirklich langfristig tragfähige Entwicklungen eingeleitet werden könnten. Von keiner Regierung ist diese Norm je erreicht worden, weil angeblich keine die Wähler finden würde, die das mittragen würden. Die Selbststeuerungsgruppen wollten beweisen: Es gibt eine solche Wählerschaft. Sie „besteuern“ sich selber mit 10 Prozent. Das erfordert einen anderen Lebensstil und ermöglicht diesen Gruppen, ganz erhebliche Gelder für Entwicklungsprojekte zur Verfügung zu stellen. Der Mann, dem ich nun begegnete, war Mathematiker. Er hatte, nachdem er einige Jahre an der Universität doziert hatte, auf eine Habilitation verzichtet. Für ihn gab es Sinnvolleres als das Stellengerangel. Als „Arbeitsloser“ konnte er durch seinen aktiven Einsatz die Selbststeuerungsgruppen so stützen, daß die Hilfe für zehn Schulen in Afghanistan möglich wurde. Er lebte in der Zeit nach seinem „Ausstieg“ von „Arbeitslosenunterstützung“. Unterstützung – das suggeriert, daß der Mann, um aufrecht zu stehen, die Hilfe anderer braucht. Daß mit dem Aussteigen aus dem kommerziellen Arbeitsprozeß etwas nur Negatives geschehen sei, das ihn der Standfestigkeit beraubt habe. Und nicht, daß er statt

dessen in einen „ideellen Produktionsprozeß“ eingestiegen ist, der ihm ermöglicht hat, nicht nur selbst zu stehen, sondern andere mitzutragen, um auch ihnen die Möglichkeit zu geben, auf ihren eigenen Füßen zu stehen!

Wir haben uns in den Staugesprächen vorgenommen, nach einer neuen Wortprägung zu suchen. Leider hatten wir nicht genügend Staus, um eine wirkliche Alternative zu finden.

Entwicklung ist Hebammenkunst

Oder der Begriff „Entwicklung“. Dahinter steckt ja schon im Deutschen eine Erfahrung: Nur wo einer sich die Zeit nimmt und das schon Vorhandene beobachtet, es gelten und zu sich selber kommen läßt, ihm den Freiraum und die Hilfestellung gibt, sich zu ent-wickeln, von den Hüllen zu befreien, in denen es verborgen und eingeengt war, nur da kann „Entwicklung“ geschehen. Wir haben uns oft gefragt, wie wir unser Engagement nennen sollten. Entwicklungspolitik? Das war uns zu hoch gegriffen. Entwicklungsmaßnahmen? Zu bürokratisch. Entwicklungshilfe schien uns zu negativ besetzt. Aber wir blieben letztlich doch dabei, weil gegenseitige Hilfe nichts Degradierendes ist. Nicht nur im Kleinbereich des Privaten leben wir davon. Unser ganzes soziales System funktioniert doch nur, weil uns gegenseitige Abhängigkeit stützt.

Gerade in meiner Arbeit habe ich immer wieder erfahren: Entwicklung ist nicht nur eine Frage des überlegenen westlichen Expertentums und Managements, wenigstens nicht Entwicklung an der Basis. Infrastrukturelle Vorgaben als Hilfestellung zu schaffen, das ist vernünftig. Technische oder industrielle Großprojekte mögen ihre Berechtigung haben, so wie sie ihre Gefahren haben. An der Basis aber gilt: Wo der lange Atem fehlt, wird fachliche Kompetenz ins Leere gehen, so qualifiziert sie auch sein mag. Entwicklung ist Hebammenkunst: Freisetzen, was da ist und es zum Leben bringen.

Was habt ihr mit den Hühnern gemacht?

Die Hühnerimpfung in einem Distrikt der nördlichen Bergregion etwa ist ein gutes Beispiel dafür, wie Entwicklungshilfe gegriffen hat, weil sich jemand so weit zurücknahm, daß der Einheimische den Freiheitsraum bekam, für seine eigenen Probleme die eigene Lösung zu erarbeiten. Entwicklungshelfer wollten durch Einführung der Hühnerzucht die Ernährung der Bevölkerung umstellen, um die Abwehrkräfte gegen Krankheiten zu verstärken. Die Rechnung schien einfach: Die wenigen Hühner werden in der Regel den Gästen vorgesetzt. Wenn man die Hühner impfen würde, könnten sie sich vermehren und Teil des normalen Speiseplans werden. Nun ist es aber schwierig, die Eß-Sitten zu verändern. Auch in Pakistan. Wir können reden, soviel wir wollen: Das Huhn war für den Gast. Dann aber machte sich die einheimische Lepra-Lobby stark. Denn auch uns lag an einer Verbesserung der Eiweißversorgung. Und die Lepra-Assistenten hatten Erfolg. Sie hatten einen Vertrauensvorschuß bei der Bevölkerung und ganz besonders bei den Lepra-Familien. Bei denen gilt, gleich nach den Vorschriften des Heiligen Korans, das Wort des Lepra-Assistenten als höchste Autorität. Als sie die Lepra-Familien von Kanur aufforderten, ihre Hühner zu impfen, da taten die es auch. Und als dann die Nachbarn sahen, daß bei den ehemaligen Lepra-Patienten nicht nur fünf Hühner herumlaufen, sondern sieben und dann zwölf und dann fünfzehn, da fragten sie: „Was habt denn ihr mit euren Hühnern gemacht?“ – „Die haben wir impfen lassen.“ Und da sagten wir dem Impfteam: „Jetzt könnt ihr nach Kanur kommen.“ Bald darauf fragten die Leute aus dem Nebendorf: „Was haben die Kanuris mit ihren Hühnern gemacht?“ Und wir konnten das Impfteam in die anderen Dörfer schicken. – Solche Lösungen kann man nicht am grünen Tisch planen. Das „primary health“-Konzept der Weltgesundheitsorganisation sieht zwar vor, daß medizinische Maßnahmen in der Dritten Welt nur eingeführt werden sollen, wenn sie vom Volk akzeptiert sind. Aber die Menschen, die Entwicklung „vor Ort“ anstoßen, findet man nicht

auf dem Markt. Ich treffe sie glücklicherweise gelegentlich einmal in der Person eines Lepra-Assistenten.

Wasser für Gans

Da war die Geschichte in dem Fischerdorf Gans. Wir hatten im Küstengebiet an der iranischen Grenze die Lepra in den Griff bekommen und arbeiten dort jetzt mit Mehrzweckgesundheitsprogrammen, schwerpunktmäßig mit dem Ziel, Erblindung zu verhüten. Die Untersuchung der knapp tausend Einwohner von Gans (unter denen es drei Lepra-Fälle gegeben hatte) auf Trachom, die ägyptische Augenkrankheit, ergab 56 Prozent Trachombefall und 5,6 Prozent Erblindung. Wir konnten also mehr als der Hälfte der Bevölkerung einen wirklichen Gesundheitsdienst erweisen. Denn die Krankheit läßt sich durch Sulfonamide und Tetracycline in drei Monaten ausheilen. Wie aber sollten hier die Frauen ihren Kindern dreimal am Tag die Augentropfen einträufeln – hier, wo die Frauen morgens noch auf die Suche nach dem abgestandenen Regenwasser zu den schlammigen Wasserlöchern gehen? Und wie sollten wir das überwachen? Lepra-Assistent Ashraf hatte die Antwort: „Ich kenne die Leute, ich werde mir etwas einfallen lassen.“ Er verschaffte sich ein Megaphon, teilte die Dorfbuben ein (die sich darum rissen) und schickte sie dreimal am Tag mit dem Megaphon durch den Ort: „Es ist Zeit, die Augentropfen einzuträufeln!“ Dann ließ er sich einen Bart wachsen, wie ihn jeder fromme Muslim trägt, und freundete sich mit dem Vorbeter der Moschee an, der fünfmal am Tag zum Gebet und zu den rituellen Waschungen aufruft (die Gesicht und Augen nicht einschließen). Und Ashraf sagte dem Vorbeter: „Wenn ihr besonders fromm sein wollt in Gans“ (und das Wort des Lepra-Assistenten gilt auch hier gleich nach den Vorschriften des Heiligen Korans, hat Aschraf doch das Dorf vom Fluch der Lepra befreit), „dann wascht euch auch die Augen. Mit den Augen wird gesündigt und mit den Augen wird Gott gepriesen.“ Der Vorbeter rief dies fünfmal am Tag

aus. Wenn man sich aber fünfmal am Tag die Augen wäscht, dann kann man die Übertragungskette durchbrechen. Blieb noch das Problem mit dem Wasser. Die Reserven der Wasserlöcher gewährleisteten gerade die Trinkwasserversorgung, damit kann die fünfmalige tägliche Waschung nicht durchgeführt werden. Da entsann sich das Dorfgesundheitskomitee, das Ashraf zur Unterstützung des Programms ins Leben gerufen hatte, darauf, daß zur Sturzflutzeit das Regenwasser ins Dorf und von dort ins Meer läuft. Wir stellten einen Antrag an die Regierung, einen Damm zu bauen. Er wurde bewilligt und ein Experte ins Dorf geschickt. Als der den Damm absteckte, sagten die Fischer: „Sir, wenn Sie den Damm hier bauen, wird die Flut ihn wegspülen.“ Dessen etwas ungehaltene Antwort: „Ich bin Ingenieur, ich weiß, wie man Dämme baut. Ich rede euch auch nicht ins Fischen hinein.“ Der Damm wurde gebaut, die Sturzflut kam und riß ihn genau an der Stelle weg, wo die Dorfleute es vorausgesagt hatten. Der zweite Damm steht jetzt, wo die Dorfbewohner ihn haben wollten. Inzwischen wurde das Wasser durch Rohre ins Dorf geleitet, und die Frauen, die vorher einen halben Tag unterwegs waren, brauchen jetzt nur am Wasserhahn zu drehen. Dann kam der nächste Schritt.

Die Faden-Nadel-Methode

Ashraf sagte: „Wenn wir schon Verhütung von Erblindung machen, dann will ich auch Brillen bestimmen.“ Dazu muß man freilich rechnen können – und mit Mathematik war Ashraf immer auf Kriegsfuß gestanden. Wir holten ihn aber noch einmal für drei Wochen in unser Ausbildungsinstitut nach Karachi, paukten alles noch einmal ein und besorgten einen großen, schönen und teuren Brillenbestimmungskasten aus Deutschland. Als ich beim nächsten Mal mit Ashraf nach Gans fuhr, da war der Kasten nicht im Jeep, nicht einmal als Statussymbol.

„Aber Sie wollten doch Brillen bestimmen ...!?“

„... Mache ich auch!“

„Und der Kasten ...?“

„... Ich habe eine viel bessere Methode entdeckt!“

Im Rockaufschlag steckte eine Nähnadel. Er setzt dem Patienten ein Brillengestell auf die Nase und bittet ihn, einen Faden einzufädeln. Wenn er den Faden nicht durch die Öse bringt, bekommt er die nächste Nummer verpaßt, bis er die passende Brille mit nach Hause nehmen kann.

„In ganz Pakistan bestimmen wir jetzt die Brillen nach dieser Faden-Nadel-Methode.“

„Und warum brauchen sie Brillen“, wollte ich noch wissen, „wo doch keiner von ihnen lesen und schreiben kann?“

Wir waren auf dem Weg durchs Dorf zum Meer. Und die Antwort auf meine Frage fand ich am Strand.

Das Fischen ist eine körperlich sehr harte Arbeit. Das können nur die jungen Männer vom Dorf tun. Und wenn sie früher erschöpft vom Meer zurückkamen, mußten sie auch noch die Netze flicken.

Heute werfen sie ihre Netze nur an den Strand, denn dort sitzen schon die Alten mit ihren Lesebrillen und übernehmen eine Arbeit, die sie früher wegen ihrer altersbedingten Weitsichtigkeit nicht hatten tun können.

Damit hatte Ashraf auch noch das Generationenproblem in Gans gelöst.

Entwicklung heißt also: wachsen lassen, was da ist. Mit kleinen Schritten kann sich Wesentliches ändern, können sich auch Strukturen wandeln.

Aber wann tun wir das schon: zuhören, uns Zeit lassen?

Frustration und Verantwortung

Jeden Tag das Naheliegende tun

Wie ein Entwicklungsland effektiv zu entwickeln ist? Ich weiß es nicht: Geben wir einem Buben zu essen, dann stehen zwanzig andere dahinter, die nichts zu essen haben. Und hinter denen die Väter, die nicht genügend Wasser haben, um das Land zu bewässern und für die Ernte, um für ihre Kinder zu sorgen. Die Probleme sind so komplex. Aber sollen wir nichts tun? Da heißt es doch auch: Sieh das heute! „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ – wie oft habe ich über diese Vaterunserbitte nachgedacht. Auch dafür gibt es keine Methode, keine Lösung. Und doch müssen wir jeden Tag neu anfangen. Es gibt keine andere Lösung als jeden Tag weiterzumachen.

Wir haben vor kurzem in Pakistan eine Schule für Flüchtlingskinder gebaut, endlich, nach langer Zeit. Diese Schule ist nach drei Wochen ausgebrannt, weil es zwischen zwei verfeindeten Stämmen zu einem Konflikt kam. Was sollten wir anderes sagen als: „Gut, daß wir wenigstens einen Teil der Klassen wieder unter einem Zelt zusammenrufen können.“ Und dann fangen wir eben wieder von vorne an. Und wir sagen auch: „Herrlich!“, wenn wir für ein Dorf von knapp 1000 Einwohnern einen Minidamm gebaut haben, um die Trinkwasserversorgung zu sichern – und wissen doch genau, daß 10 000 Menschen in der Nachbarschaft weiter unter Wassermangel leiden.

Wenn ich auf irgend etwas in Deutschland traurig reagiert habe, dann darauf, wenn ich selber frustrierend gewirkt habe, wenn die Reaktion auf meine Erzählung aus Afghanistan ein schlechtes Gewissen bei den Zuhörern war: „Wir fühlen uns durch das, was Sie tun, erdrückt. Das könnten wir nie.“

Was sollte ich hier, wenn das die Reaktion ist? Dann war es unverantwortlich, daß ich meinen Patienten in Afghanistan und Pakistan die Zeit meines Deutschlandaufenthaltes weggenommen hatte. Ich hatte den weiten Weg doch nur gemacht, um die für mich so kostbare Erfahrung zu teilen: „Die kleinen Schritte lohnen sich. Es ist wichtig, das Naheliegende zu tun.“ Das Naheliegende zu tun. *Zu tun.*

Es gab einmal die Generation der Systemveränderer (gibt es die noch? Ich bin ihnen seit langem nicht mehr begegnet), und die haben mich wirklich frustriert, wenn die nach Pakistan kamen. Die meinten, die Revolution der Verhältnisse sei durch Diskussionen zu erreichen. Sie empörten sich gegen die Ausbeutung der Armen in Pakistan. Aber wenn es am Freitag für unsere Köchin einen freien Tag gab und sie selber kochen und ihren Abwasch machen sollten, dann fanden sie plötzlich überhaupt nicht mehr, daß die Küchenangestellten zu dieser Gruppe der Ausgebeuteten gehörten, und meinten, sie könnten doch wohl am Freitag Dienst machen. Oder sie kochten nicht, aßen alles verfügbare Weißbrot und die Butter und ließen den Abwasch für den Samstag stehen.

Auch in der Hilflosigkeit liegt Sinn

Engagement und die Bereitschaft, Frustrationen auszuhalten und Verantwortung dennoch wahrzunehmen, gehören für mich zusammen. Jesus preist die Barmherzigen selig. Wenn Matthäus im 25. Kapitel im Zusammenhang des Weltgerichts von den Werken der Barmherzigkeit spricht, heißt es: „Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben.“ Soziales Engagement zielt also auf konkrete Linderung der materiellen Not. Aber dann fährt diese Gerichtsrede fort, und jetzt klingt es plötzlich anders: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.“ Da

steht nicht, du hast meine Krankheit diagnostiziert und ein Serum gefunden oder prophylaktische Maßnahmen ergriffen, damit andere nicht angesteckt werden. Da steht nicht, wir müßten die Kranken heilen, und auch nicht, wir müßten die Gefangenen befreien – das müssen wir auch. Aber der Ernstfall ist hier, und heute ist der Beweis zu erbringen: Selbst, wenn es keine effiziente Problemlösung gibt, selbst wenn wir nichts mehr „tun“ können, selbst dann sind wir gefordert.

Vielleicht ist das eine meiner wichtigsten existentiellen Erfahrungen in Afghanistan: Auch in der Hilflosigkeit ist noch Sinn verborgen. Natürlich konnten wir mit unserer Arbeit nicht die Russen zum Rückzug zwingen, noch können wir nachhaltig die ungerechten Strukturen dieser Welt verändern. Und doch können wir etwas zum Guten verändern. Entscheidend ist gar nicht, daß wir hier und da Menschen behandeln, sondern daß wir da sind und das Leid mit ihnen teilen. Unsere Arbeit im aufständischen Afghanistan begann am Punkt Null. Es gab keine anderen Möglichkeiten, als dem jungen Verwundeten nur über die Stirn zu streichen, als seiner Mutter die Hand zu halten. Es gab einfach keine Bluttransfusionen ...

Und doch ist der Einsatz sinnvoll. Weil mitmenschliches Zueinander auch dort noch sinnvoll ist, wo Hilfe versagt.

Mein Schlüsselerlebnis

Mein Schlüsselerlebnis liegt am Anfang meiner Arbeit. Als wir damals, 1960, anfangen, war das ganz handgestrickt, ganz primitiv, eine fast jähzornige Reaktion auf die Entwürdigung einer Handvoll Menschen, die unter unvorstellbaren Bedingungen in den Bretterverschlägen der Slums von Karachi lebten. Das Medikament, das Lepra heilbar machte, war schon seit 1947 entdeckt. Aber das hatte sich noch nicht durchgesprochen bis Karachi. Man wurde nicht behandelt, man endete schließlich verkrüppelt, verstümmelt, entstellt auf den Straßen einer unbarmherzigen Großstadt als Bettler und in diesem unvorstellbaren Lepra-Getto. Die Bettler wurden von der

Polizei aufgegriffen und auf Lastwagen zwei bis drei Stunden in die Wüste gekarrt, dort buchstäblich ausgekippt. Sie mußten sich dann in langen, qualvollen Fußmärschen hungrig und durstig wieder nach Karachi durchschlagen, und als wir kamen, hatten sie Angst, wir seien nur eingeschleust, um ihr Getto zu „knacken“. Wir konnten noch nicht einmal eine Garage mieten, um mit unserer Arbeit anzufangen. Eine Bretterbude diente uns als Empfangs-Verschlag, und ich erinnere mich immer wieder an diesen schwerkranken jungen Mann, den uns seine Mitpatienten am zweiten Tag brachten. Schon vorher hatte ich das Mißtrauen dieser Kranken als belastend erlebt. Sie waren nicht mal froh, daß eine junge Ärztin kam, voller Schwung, und etwas „machen“ wollte. Und nun brachten sie diesen jungen Mann, halb bewußtlos, ich konnte keine Vorgeschichte erheben, wir hatten auch kein Labor, um herauszufinden, was er hatte. Wir konnten Urin kochen, und ich wußte also, daß er Eiweiß im Urin hatte, ein Nierenproblem also. Aber darüber hinaus kamen wir nicht. Wir haben uns bemüht, sehr bemüht. Der Mann starb am dritten Tag. Wir lebten damals außerhalb des Gettos, und ich sagte zu Berenice, meiner Mitschwester: „Du, ich möchte nicht mehr zurück, ich kann nicht mehr. Wenn ich in all dem Mißtrauen nicht fertigbringe, einem Mann das Leben zu retten, was soll ich dann noch? Die werden uns nie annehmen.“

Und dann sagte Berenice: „Also, du willst aufgeben, wenn ich dich recht verstehe?“

Da sagte ich: „Das natürlich auch nicht ...“

„Dann bleibt nur eins ...“

Und dann sind wir trotzdem gegangen.

Dieser Empfang im Getto war völlig unerwartet, die entspannte Atmosphäre und die Patienten, die sagten: „So schön wie Allam ist noch nie jemand gestorben.“ Und da ging mir, da ging uns auf – eine Einsicht, die blieb: Es kam gar nicht so sehr darauf an, daß wir nicht die westlichen Möglichkeiten hatten, keinen Operationssaal, kein Labor, nur eine Bretterbude und eine Handvoll Medikamente. Wichtig war nur, daß wir

den Menschen nahe waren, daß sie merkten: da war jemand, dem es weh tat, daß jemand mit dreiundzwanzig Jahren sterben mußte. Und damit begann sich das Leben der Betroffenen zu verändern.

„Ihr habt mich besucht ...“ Natürlich sind wir nicht beim bloßen Impuls des Mitleids stehengeblieben, natürlich haben wir die Situation in Pakistan und auch in Afghanistan strategisch durchdacht. Natürlich füttern wir unsere epidemiologischen Daten in Pakistan in einen Computer. Wenn wir einmal über den ersten, unsinnigen Schritt hinweg sind, dann tragen uns ja unsere Kultur und unsere Ausbildung; das machen wir automatisch. Aber daß die Liebe, wenn sie durchhalten will, oftmals mit diesem ersten Schritt in die Vergeblichkeit beginnt und daß sie sich in ihrem Wesentlichen erweist, wenn sie in Vergeblichkeit durchgehalten wird – das ist etwas, was nicht in die Kategorien der Leistungsgesellschaft paßt. Und doch ist es zentral für das Christentum: etwas tun, was eigentlich ... nichts bringt.

Wer nur auf die Strukturen sieht, die nicht verändert werden konnten, wer in Apathie verfällt, wenn er nicht eine Lösung für alles hat, wer kein Verständnis dafür hat, daß man einfach anfangen muß und immer wieder anfangen muß ..., der hat nie geliebt.

Wozu ist das Christentum noch gut, wenn die Christen nicht mehr den Mut zu Ver-rücktheiten haben, wenn sie nicht aufhören, sich um das zu drehen, worum sich alle drehen, wenn auch sie danach fragen, wozu ist das *nützlich*, und nicht: wozu ist das *gut* ... Am Jüngsten Tag werden wir gefragt werden, ob wir ver-rückt waren wie Gott, der sich wehrlos in unsere Hände gegeben hat, der gescheitert ist und ein Versager war und der uns dadurch erlöst hat. Wenn wir nicht mehr den Mut haben zum Scheitern, zum Versagen, wenn wir nicht mehr den Mut haben, noch dazusein, wenn ein Krebskranker stirbt, noch ja zu sagen zu einem Obdachlosen, von dem wir wissen, wir können ihn nicht mehr resozialisieren, wenn wir nicht mehr den Mut haben, zu unserem Ehepartner ja zu sagen, auch wenn es schwierig ist, zu einem Kind ja zu sagen,

auch wenn es nicht geplant ist, ... woher soll dann der Mut, die Ver-rücktheit der Liebe noch in unsere Gesellschaft kommen?

Kraftquellen

Es war an einem Morgen in Deutschland, wir hatten gerade am Abend zuvor wieder über diese Fragen diskutiert, als ich einen Anruf aus Pakistan erhielt, der mich mit der Nachricht überfiel, daß unser Team überstürzt Afghanistan hatte verlassen müssen. Das Pfarrhaus, in dem ich damals zu Gast war, ist ein Traum, ein Bau aus der Spätrenaissance, mit der romantischsten Garage, die ich je gesehen habe, Rundbogen und schmiedeeisernes Tor, ein Weinlaubengang führt in den Garten. Es war Sonntag, die Linden dufteten, ein traumhafter Morgen und die Stunde meiner Meditation. Ich ging nach dem Anruf mit dieser für das Projekt so katastrophalen Neuigkeit zurück in den Garten und sagte mir: Was hilft es den Menschen in Afghanistan, wenn ich für diesen wunderbaren Morgen nicht dankbar bin? Es schadet ihnen nur, wenn ich ihn nicht genieße, denn dann schalte ich mich unnötigerweise von einer Kraftquelle ab. Es gibt die Geschichte eines blinden Jungen in einem KZ der Nazis, die ich vor langer Zeit gelesen habe. Eine Stelle aus diesem Buch lebt noch in meinem Herzen, wo der Junge erzählt: Zwanzig Minuten am Tag durften wir ins Freie. Wenn dann draußen die Sonne schien, wenn man sich in die Sonne setzte, sich von der Wärme durchrieseln ließ und nur „Sonne“ dachte, dann hielt man die anderen dreiundzwanzig Stunden und vierzig Minuten aus. Wenn man aber diese kurzen zwanzig Minuten da saß und mit Schrecken an die Zelle dachte, dann tat einem auch die Sonne nichts Gutes. Und die dreiundzwanzig Stunden und vierzig Minuten waren die Hölle.

Eine Erfahrung, gar nicht spektakulär, aber für mich ein großer Trost: Wir hatten bei meinem letzten Deutschlandaufenthalt einen großen Umweg eingeplant, weil Jugendliche in Krefeld mich gebeten hatten, sie bei einer Aktion im Fußgängerzentrum der Stadt zu unterstützen. Sie verkauften „Solidaritätsaktien“: also Spendenquittungen für 1,- DM, 2,- DM und 5,- DM. So kommen sie mit Menschen über Dritte-Welt-Probleme ins Gespräch und machen ihnen klar, daß sie in ihre eigene Zukunft investieren. An diesem Nachmittag hatten sie Politiker eingeladen, um mit ihnen zu diskutieren. Nur ein einziger erschien, von der SPD. Da stand ich mit dieser Gruppe von fünf Jugendlichen, ohne Publikum, und sie sagten mir: „Offensichtlich sind die Politiker noch nicht so weit. Und die Öffentlichkeit auch nicht. Wir müssen eben weiterarbeiten.“ Dann packten sie die Ausstellung, die sie vorbereitet hatten, wieder ein und zogen vor die Kirche, um dort mit den Besuchern, die aus der Abendmesse kamen, zu diskutieren. Wegen anderer Termine konnte ich nicht mehr dabeisein. Trotz des „Mißerfolgs“ sagte ich den Jungen, daß ich sie herrlich fände. Gerade wegen des Mißerfolgs. Diese Frustrationsschwelle! Ich war richtig beglückt.

Meistens leben wir nicht in Extremsituationen, und wir alle leben in einer begrenzten Welt, in einer begrenzten Umgebung. Wir müssen uns nicht die Last der ganzen Welt aufbürden. Und trotzdem: Sich dem Ruf der Verantwortung immer neu und immer ganz konkret stellen, das hat sich für mein Leben als die konstruktivste Art, mit Frustration umzugehen, herausgestellt.

„Nicht müde werden, nicht müde werden, sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten“, heißt es in einem Gedicht von Hilde Domin.

Der eigene Weinberg und der Zustand des Ganzen

Verantwortung ist eine ganz personale Kategorie. Sie ist undenkbar, wenn da nicht einer ist, der fragt und das Recht hat zu fragen. Der Ruf geht einen ganz persönlich an, auch die Antwort ist immer individuell. Als wir in Limburg über Frustration und Verantwortung diskutierten, war das Tagesevangelium gerade über die „Arbeit im Weinberg“ gewesen, da ging mir das Gleichnis plötzlich ganz neu auf. In diesem Bild vom Weinberg fand ich auch den Schlüssel auf die Fragen. Ich bin zunächst für *meinen* „Weinberg“ verantwortlich, für den Ort, an den ich berufen wurde. Wie der Weinberg des Nachbarn wächst, das ist nicht meine unmittelbare Verantwortung. Wohl aber, daß ich dem Nachbarn den Austausch von Erfahrungen über den Zaun hinweg nicht verweigere. Unsere Verantwortung ist begrenzt, aber nicht isoliert. Sie ist wesentlicher Teil des Ganzen, sie ist wichtig für das Gelingen des Ganzen. Die eigene Ernte ist immer mehr als nur die eigene Ernte. Sie ist unverzichtbarer Teil der Gesamternte. Ohne sie würde „die Fülle“ nicht gelingen. „Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt“, heißt es in der mystischen Ethik des Chassidismus. Im islamischen Sufismus findet sich ähnliches. Und unsere Überlieferung spricht vom „mystischen Leib Christi“. Ich bin überzeugt, daß nicht nur unsere Taten, sondern daß schon alles, was man denkt, die Art, wie man ist, einfließt in die Beantwortung der großen Frage, ob die Zeit erfüllt wird oder nicht. Darin liegt der tiefste Kern der Verantwortung: Keiner kann sich freisprechen von dem, was den Zustand des Ganzen ausmacht. Was Gläubige der spirituellen Kraft der Fürbitte zuschreiben, geschieht nicht nur, wenn diese Bitte ausgesprochen wird, das ist dauerndes Geschehen. Wer ist siebenmal um Jericho marschiert, daß die Mauern einstürzten? Wer hat die Saat der Gewaltlosigkeit gesät, daß sie in solch heilsgeschichtlichen Dimensionen aufging in den politischen Umwälzungen unserer Gegenwart? In jedem Moment kann ich die heilende Entwicklung in der Welt fördern, sie erleichtern – oder mich zu ihr querlegen, sie

hemmen. Wer hat bloß die Lüge aufgebracht, das Leben sei folgenlos und unverbindlich. Alles, was gesät wird, geht auf. Alles. Das eine spät, das andere schnell, eines zum Guten, eines zum Bösen. Und wenn jemand den Samen vergeudet, dann fließt er nicht in die Gesamternte ein. Aber er wird vermißt. Und: Sünde ist immer ein solches Fehlen, ein Negativum in der Bilanz.

Gleichnisse der Wehrlosigkeit, Bilder der Hoffnung

Salz und Sauerteig, Gleichnisse der Wehrlosigkeit, Gleichnisse der Hoffnung. Weder das Salz vermehrt sich, noch der Sauerteig. Aber wenn man sich einläßt, hineingibt, hineingibt bis zum Identitätsverlust, geschieht Veränderung, ereignet sich das Heil: daß der Teig aufgeht und das Essen schmackhaft wird – der Sieg über Sterilität und Banalität!

Auch die Grunderfahrung der Vergeblichkeit ist irgendwie mit in diesen Gleichnissen aufgehoben: Salz und Sauerteig und Weizenkorn. Das Weizenkorn – der allerwichtigste Teil der Gesamternte. Wer ein Scheitern annimmt und lebt, wer eine Frustration bejaht, der steht im Geheimnis des Kreuzes. Dieses Geheimnis hat seinen Ort nicht in einer sakralen Sonderwelt, sondern im Alltag. Deshalb bitte ich die Menschen, die unsere Arbeit unterstützen wollen, nicht nur um finanzielle Hilfe, sondern auch um ihr Gebet: Über achtzig Prozent aller Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit unsere Arbeit in Pakistan und Afghanistan glückt, sind finanziell nicht manipulierbar: ob Jon von herumlungernenden Räuberbanden geschnappt wird, ob wir in einer Piste steckenbleiben, wenn es geregnet hat, ob der Lepra-Assistent gerade an dem Tag krank wird, an dem er die Kombinationstherapie an seine Patienten austragen muß, ob ein Regierungsbeamter bei einer wichtigen Entscheidung mitspielt oder nicht ... solches „Glücken“ wird nur im Sinne der himmlischen Heilsökonomie bezahlt ...

Wie Christen leben

Die Wehrlosigkeit unseres Gottes

Sicherheitskontrolle in einem pakistanischen Flughafen. Meist geht es auf diesen kleinen Fluglinien in die Berge sehr genau zu, denn Anschläge im Grenzgebiet sind keine Seltenheit. Wenn in Peshawar einmal keine Bombe hochgegangen ist, sitzen die Leute abends bei einer Tasse Tee und fragen: „Was war denn heute kaputt?“ Sie vermissen es direkt. Es gibt in diesen kleinen Flughäfen natürlich kein maschinelles Sicherheitssystem, wo das Gepäck automatisch durchläuft. Jedes Stück wird einzeln kontrolliert, jeder Passagier gründlich durchsucht. Ich hatte auf diesem Flug, wie immer, die geweihten Hostien bei mir, dachte aber in diesem Moment gar nicht daran – man kann ja nicht immer im Zustand der Anbetung verharren. Als ich durch die Kontrolle gehen wollte, fühlte die Stewardess etwas, ich mußte das Golddöschen herausholen und aufmachen. Die Frage kam: „Was ist das?“

Da stehe ich also in der Abflughalle vor dieser schicken jungen Dame, habe ein Golddöschen in der Hand, mit Brot, und soll sagen: „... *Das ist Gott* ...“

Das also ist es, was ich glaube – was Hunderte glauben, Tausende, Hunderttausende, verrückt, irrsinnig, aufreizend, überwältigend, kostbar ...

... hilflos – – Gott ...

„Bitte, fassen Sie es nicht an“, sagte ich.

„Warum nicht?“

„Bitte.“

„Was ist es denn?“

„... Etwas, was für uns Christen von größter religiöser Bedeutung ist ...!“

Das versteht sie, als Muslimin. Sie lächelt und erlaubt mir,

die Dose wieder zuzumachen. Ich habe auch die Bibel dabei, in ein Seidentuch eingeschlagen, wie die Muslims ihren Koran. Mit heiligen Büchern hatte sie ja aus ihrer eigenen Religion Erfahrung, und sie reagiert viel nervöser, als sie es untersucht (Drogen werden heute nicht selten zwischen Koranblättern geschmuggelt, deshalb auch diese Kontrolle). Bevor sie es durchblättert, küßt sie dieses heilige Buch ehrfürchtig und reicht es nachher mit einer gewissen Scheu zurück.

Gottes Offenbarung geschieht eben für Muslims in der „Inliberation“, in der Buchwerdung, und nicht in der Inkarnation, wie für Christen. Für Muslims hat Gott in diesem Buch sein Wort der Menschheit gegeben, er hat sich nicht als Person uns wehrlos ausgeliefert. Dieser Mut der Wehrlosigkeit Gottes, dieses Vertrauen, daß seine Ohnmacht respektiert wird, das wirft mich um. Und stellt immer wieder alle meine Denkkategorien und meine Logik und Wertskalen in Frage.

Wenn Angst einkriecht, ist der Teufel im Spiel

Warum haben wir Christen eigentlich noch Angst?

Daß Angst herrscht, überall, auch unter Christen, auch in der Kirche, diese Beobachtung zu machen ist nicht schwer. Ich plädiere gewiß nicht für ein Christentum des oberflächlichen Optimismus. Die zentrale Realität des Kreuzes steht für die Wahrheit: das Lebenserhaltende und die Fülle können durchaus in der Verwundung liegen. Leben wird aus Schmerz geboren, und in Tiefen, wo das Glück sich vollendet, kommt man nur durch einen Durchgang, der weh tut. Und genau davor herrscht Angst.

Angst ist aber lebensmindernd, auch wenn sie sich als lebenserhaltend tarnt. Wenn die Angst einkriecht, dann wird nur noch abgewehrt und nicht mehr hinterfragt, ob etwas eine sinnvolle Warnung sei oder ein falscher Alarm.

Matthäus erzählt, daß Jesus seinen Jüngern sein Leiden und seine Auferstehung ankündigt: Und als Petrus ihn beiseite nimmt und sagt: „Das soll Gott verhüten, Herr! Das darf nicht

geschehen!“ Da wendet sich Jesus um und sagt zu Petrus: „Weg mit dir, Satan!“ (Mt 16,23).

Wenn die Angst einkriecht, dann ist der Teufel im Spiel. Der Teufel ist wie ein Liebhaber, sagt Ignatius. Er möchte nicht, daß man über seine Einflüsterungen mit einem Dritten spricht. Angst isoliert, schirmt ab, verhindert den Dialog und die Liebe. Furcht als die Gabe der Unterscheidung von Gefahren, ist etwas anderes als Angst, ist etwas Konstruktives. Furcht treibt zur Aktion, Angst lähmt. Angst darf deshalb nicht ins Heimliche verdrängt, sie muß offen gemacht werden. Sobald die Angst im Spiel ist, tut sich nichts mehr. Auch hinter unserem Sicherheitsbedürfnis, hinter all unserer Gründlichkeit und Sachlichkeit kann, in einer raffinierten Tarnungskunst, die Angst, die Unfreiheit stecken, die unheimliche und letztlich lebenszerstörende Kraft.

Eine Kirche, die sich aus Angst vor der Welt und dem Leben ins Getto zurückzöge und sich nicht mehr auf das Risiko der Wirklichkeit einließe, hätte keine Chance mehr, die Ängste der Menschen durch die Konfrontation der Liebe in Hoffnung zu verwandeln. Das Salz der Erde sein – dieser Auftrag setzt Mut voraus und Angstfreiheit. Angstfreiheit bis zur Aufgabe der schützenden Gruppenidentität. Wieso haben wir Angst vor Konflikten, wieso haben wir Angst vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen Versagen? Warum sollte es gerade in der Kirche verdrängt und verschwiegen werden? Warum tun wir uns so schwer, Tatsachen zu akzeptieren? Am Jüngsten Tag wird doch alles ans Licht der Wahrheit kommen. Warum haben wir nicht den Mut zum Widerstehen, auch wenn es an der eigenen Sicherheit „kratzt“?

Einmal hatte ich ein Gespräch mit einem jungen Arztkollegen in Pakistan, der mir über Mißstände an seiner Klinik erzählte. Auf die Frage: „Warum wehren Sie sich nicht?“ ist die Antwort: „Dann gibt es einen Eintrag in die Personalakte.“

Ich frage: „Und ...?“ Und denke daran, wie das Lepra-Programm erst in dem Moment Fortschritte machte, in der gleichen Provinz, als wir die Angst vor der Personalakte überwunden hatten.

Muslims glauben genauso wie Christen an das Jüngste Gericht, und beide sind oft so unlogisch.

Woher sollten die Aufbrüche denn kommen?

Oder die großen Gefahren der Zukunft, Kernenergie, Verschmutzung der Umwelt oder Gentechnik. Sicher soll man sich fürchten vor den Konsequenzen. Furcht treibt zur Aktion, zum Engagement. Aber Angst darf man nicht kultivieren; diese Lähmung: Es ist unverantwortlich, Kinder zu bekommen. Denn deren Kinder werden sicher geclont sein ... Oder wenn Menschen vierzig Jahre lang Angst vor dem nächsten Krieg hatten und sich dadurch ihr eigenes Leben verbauten (und der Krieg fand nie statt). Mich bringt keiner von der Überzeugung ab: Der Mensch ist zum Glück geschaffen, nicht zur Angst. Und gerade daß Glück unter Bedrohung gelebt wird, macht seine Kostbarkeit aus. Warum soll ich irgend jemandem oder irgendeiner geschichtlichen Situation das Recht geben, mich durch Ohnmacht zu lähmen? Auch wenn etwas richtig ist an der These, daß die Zukunft der Menschheit nicht mehr von den großen einzelnen entschieden wird, sondern von Gruppen, von Institutionen, in Forscherteams: daß der einzelne nichts mehr tun kann, das ist eine lähmende Häresie! Denn auch in der Gruppe, in Forscherteams, in den Institutionen ist doch die Verantwortung des einzelnen gefragt, und gerade wir heute haben doch immer wieder die Erfahrung gemacht: wenn der Boden nicht gedüngt wird mit all den scheinbar vergeblichen, aber letztlich doch konstruktiven Frustrationen von einzelnen, dann können große Entwicklungen gar nicht geschehen. Woher sollten die Aufbrüche denn kommen, wenn wir gleich aufgeben? Auch die große Bewegung des Konzils hat doch nicht ein Papst erfunden und deklariert, das hat eine lange Vorgeschichte von Jahrzehnten, von vielen mutigen Christen, deren Arbeit in diesen Aufbruch eingeflossen ist. Und die große revolutionäre Umgestaltung in den Ländern des Ostblocks ist auch nicht vom Himmel

gefallen. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einer Gruppe junger russischer Emigranten, Ende der fünfziger Jahre. Sie erzählten mir von einer religiösen Aufbruchbewegung, von der wir im Westen keine Ahnung hatten. Inmitten des stalinistischen Terrors haben Menschen geopfert und gebetet und ihrer Umgebung in einer schier aussichtslosen Situation widerstanden, haben gehofft wider alle Hoffnung, jahrzehntelang. Bücher, die davon erzählen, „Vergib mir, Natascha“ oder „Von Gott zu reden ist gefährlich“, reichen weit vor die Gorbatschow-Ära zurück. Wer sagt denn, daß wir das Schicksal nicht doch in die eigene Hand nehmen können, auch unter schwierigen Umständen?

Wer hat wider die Angst das Trotzdem gelebt?

Ich denke an meinen ersten Besuch in der DDR vor einigen Jahren, schon unter Gorbatschow. Es war die Stunde, die eigentlich den Mut gefordert hätte. Auch dort damals noch diese typisch deutsche Angst und Lethargie, die sich auf den eigenen Innenraum und das Private beschränkte. Der Lebensstandard war ein wenig angewachsen, und nun wollte man in Ruhe gelassen werden, in Ruhe gelassen werden mit seinem Trabbi und seinem Schrebergärtchen. Daß anstelle dieses kleinen Miniglücks eigentlich ein geschichtlicher Durchbruch anstand, das habe ich bei ganz wenigen gespürt. Dabei war auch hier die Parallele zu Pakistan so offensichtlich. Als ich in einer Leipziger Kirche einen Informationsabend hielt, kam nachher einer der Teilnehmer zu mir und sagte, ich hätte zur Revolution aufgerufen. Ich hatte über das Lepa-Getto von Karachi gesprochen und dann gesagt: „Das Äußerste an menschlicher Erniedrigung, was ich mir vorstellen kann, ist die Zustimmung eines Menschen zu seiner Erniedrigung ...“

Und dann sind es doch diese, genau diese Menschen gewesen, die die sanfte Revolution angestoßen und durchgetragen haben, diese Revolution ohne Gewalt, dieses kostbare heilsgeschichtliche Geschenk, das von Prag bis Azad Kaschmir

Menschen wieder Mut gegeben hat. Woher haben diese ganz normalen Menschen den Mut, den Trotz, die Ausdauer geschöpft, die Welt zu verändern? Wer hat über Jahre hinweg wider die Angst das Trotzdem gelebt, das den Boden bereitet hat? Wer hat Feindbilder abgebaut, so daß nicht geschossen wurde?

Mir hat damals, bei meinem Besuch in Leipzig, vor der Revolution, eine Mitschwester sehr imponiert, die bewußt als Ärztin im Kollektiv eines staatlichen Krankenhauses mitarbeitet, bewußt allein, um keine „Lobby“ zu bilden. Sie baute zu ihren Kollegen ein ganz normales, menschlich warmes Verhältnis auf. Einer ihrer Kollegen hatte seinem Jungen zu Weihnachten eine elektrische Eisenbahn gebaut und darum herum ein kommunistisches Musterdorf gebastelt. Und als der kleine Junge das sah, meinte er: „Aber die Tante Linde, die kommt doch nicht ins Dorf.“ – „Wieso nicht?“ – „Da gibt's doch keine Kirche.“ Das sah der Vater ein, und die ganze Verwandtschaft hat dann zusammengesessen und noch schnell eine Kirche gebastelt, damit die Tante Linde ins Dorf kommt. Wie hier also Feindbilder abgebaut wurden, im Kleinen ...

Oder diese Geschichte: Als ihr Arbeitskollektiv vom Staat ausgezeichnet wurde und ein Ministerbesuch anstand, wurden die Räume vorher von der Klinikleitung inspiziert. Linde hatte ein Kreuz an der Wand hängen. Ob sie das Kreuz nicht herunternehmen könne, nur für den einen Tag, wenn der Besuch käme?

„Warum?“ wollte Linde wissen. Und darauf hatten die Genossen eigentlich keine Antwort. Das Kollektiv löste das „Problem“ einfach so, daß sie die Delegation eben nicht in dieses Zimmer führten.

Liebe fordert das Wagnis

Auch unsere Angst in der westlichen Kirche vor der grassierenden Säkularisierung halte ich auch für unproduktiv. Die

Wahrheit und „das Rechte“ sind im Wesen keine Zahlenwerte und keine Mehrheitsfragen. Das Wahre wird nicht weniger wahr und nicht weniger überzeugend dadurch, daß es von einer numerischen Minderheit vertreten wird. Ihr ganzes Gewicht erhält die Wahrheit einfach dadurch, daß sie wahr ist. Und wenn nur ein einziger sie verträte: dadurch kommt die Wahrheit zum Leben. Auch in der Kirche hat es das doch gegeben, daß einzelne verfemt und mit Redeverbot belegt wurden, deren Einsichten später in die Wahrheit der Gesamtkirche eingingen. Mut, solche Konflikte auszuhalten und zu der gewonnenen Erkenntnis zu stehen, ist einer der großen Dienste an der Gemeinschaft.

Das gilt für die Kirche gerade heute: Wahrheit kann nicht zum Strahlen gebracht werden, wenn Angst sie verdunkelt, wenn man sich hinter sichere und hohe Mauern verschanzt, wenn Wahrung sozialer Machtbestände zum Aktionsprinzip wird, wenn die Verrücktheit der Liebe aufhört. Was mich irritiert, ist das Sicherheitsbedürfnis gerade der Kirchen. Ich frage mich immer, wie es geschehen konnte, daß eine so irre Religion so angepaßte Nachfolger hervorgebracht hat. Ich verstehe, daß einer aus der Kirche austritt. Aber wenn einer drinbleibt und wenn sich das existentiell trotzdem überhaupt nicht auswirkt, dann ist mir das völlig unverständlich. Der Sprung aus der Sicherheit: wo wird er noch gefordert? Als Zielvorstellung bejaht und gewagt? Gleichgültigkeit und Angst sind wohl zwei Seiten des gleichen Phänomens: Christentum fordert seinem innersten Wesen nach entweder ein Ja oder ein Nein. Und bei den Gleichgültigen ist es nicht selten so, daß sie vor dem Ja Angst haben und das Nein doch nicht wollen. Ein Nein, ein begründetes Nein ist immer noch hilfreicher als diese lauwarne Gleichgültigkeit.

Wie wird entschiedene Liebe sichtbar bei der grassierenden Unfähigkeit zum Risiko? Der Sprung ins Wagnis ist das erste, was die Liebe fordert, dann kommt die Treue. Sie muß dazukommen, beides gehört zusammen. Aber wenn die Fähigkeit zum ersten abhanden gekommen ist – was soll dann das zweite?

Eine Kirche der Armut

Angst und Sicherheitsbedürfnis hängen auch mit der Schwierigkeit zusammen, die wir in der Kirche mit der Armut (und mit dem Wohlstand) haben. Als Gott Mensch wurde, hat er die Option verworfen, in eine Wohlstandsgesellschaft hineingeboren zu werden. Ich denke, das ist keine geschichtliche Zufälligkeit, sondern muß auch theologisch ernst genommen werden und Konsequenzen haben. Zur Klarstellung: Ich bin gegen eine Romantisierung der Armut, und auch eine „Option für die Armut“ ist mir suspekt. Keiner, der einmal reich war, kann wirklich arm werden. Die eigentliche Not der Armut ist, daß sie aufgezwungen ist. Und die *freiwillig* Armen sind eben freiwillig arm, und freiwillige Armut wird immer ein wenig Salonarmut sein, von Freunden und Kollegen widerwillig bewundert. Zu den Fragen, mit denen ich mich nie abfinden kann, gehört auch: Wieso sind die einen auf der Sonnenseite und die anderen auf der Schattenseite der Welt geboren? Ich habe versucht, auf die Schattenseite hinüberzukommen, wenigstens zeitweilig und wenigstens aus Solidarität. Es geht nicht. Die Armut der Armen, ihre Aussichtslosigkeit, die Entwürdigung, der Zwang sind anders. Ich muß selber mit diesem Widerspruch leben. Als Nonne möchte ich Sein Leben auf die Armut hin transparent machen. Aber andererseits muß ich Erfolge haben, will sie auch, bete um sie, kämpfe auch politisch um sie. Denn von diesen Erfolgen hängen menschliche Schicksale ab.

Wie Christen ihre Verantwortung gegenüber der Armut leben könnten? Wir sollten uns für die Not jenseits des Kirchturms stärker interessieren. Das muß nicht die Armut der Dritten Welt sein, das können auch Asylanten oder Aussiedler oder einfach einsame Menschen sein. Aber das Engagement soll nicht folgenlos sein. Nicht das unwillige Almosen aus dem Überfluß und aus schlechtem Gewissen, sondern Teilen ist eine rechte Form der Verantwortung. Daß westliche Christen bei diesem Teilen im Übermaß sündigten, ist wohl keine reale Gefahr. Aber sollten Christen, wenn sie

vor der Wahl stehen, „vernünftig“ oder „verrückt“ zu sein, immer die Option des „Vernünftigen“ wählen?

Konfliktkultur

Im Bericht über einen innerkirchlichen Konfliktfall habe ich den Satz gelesen, den ein Prälat gesagt hat: „Wenn ich als Mensch zu entscheiden hätte, dann würde ich anders entscheiden. Aber die Rechtslage steht dem leider entgegen ...“ Welche Schizophrenie! Und welche Unfähigkeit zum Konflikt, welche Angst und welche Gleichgültigkeit gegenüber der Liebe.

„Konflikt“ kommt von „confligere“ und heißt: aufeinanderstoßen. Bei unseren „Staugesprächen“ haben wir immer wieder gefragt: Warum ist es in Deutschland so kalt? Vielleicht weil es so wenig Reibung gibt. Wo Reibung erlaubt ist, wird auch Wärme erzeugt. (Sogar Druck soll Wärme erzeugen!) Und wie froh war ich, in einem ökumenischen Jugendgottesdienst in Deutschland zu hören, daß die Fürbitte formuliert wurde: „Und laß uns Sand im Getriebe sein (Pause ...) überall dort, wo Unmenschlichkeit reibungslos verläuft.“

Konfliktkultur, das heißt, daß reife Menschen Konflikte aushalten, austragen und leben, und zwar zusammen. Warum sollte es ein Problem sein, einen Konflikt so lange zu leben, bis sich die Wahrheit und der Konsens herauskristallisieren? Verheiratete Priester, wiederverheiratete Geschiedene, die Frauenfrage – es gibt so viele Probleme, die als Konflikt gelebt werden müssen, weil wir die rechte Antwort noch nicht wissen. Denn verdrängte Konflikte akkumulieren Giftstoffe, häufen den unsichtbaren sozialen Müll auch in der Kirche, verhindern letztlich, daß man die Not des anderen wahrnimmt.

Für mich ist etwa die Frauenfrage in der Kirche keine Katastrophe, sondern eine geschichtliche Durchgangsphase. Ich hatte nach der Lektüre von Publikationen den Eindruck, die Kirche in Deutschland sei wirklich versteinert und die Frauen endgültig ausgezogen. Und fand dann eine Kirche vor,

auf die das wirklich nur ganz punktuell zutraf. Sicher, ich habe auch erlebt, daß Frauen in einer Diözese die Kommunion nicht austeilten durften. Ich konnte darüber nur lächeln: Wenn ich drei Monate in Afghanistan unterwegs bin, habe ich die kirchliche Erlaubnis, das Allerheiligste mit mir zu tragen – und hier sollte ich die Kommunion nicht austeilten dürfen?

Oder das Verbot der Laienpredigt. In einer deutschen Pfarrei, in der ich während des Gottesdienstes etwas sagen sollte, hatte der Pfarrer darauf bestanden, daß nicht nur ich predige, sondern daß er auch eine Ansprache halten sollte. Und es war sogar schon ausgedruckt: „Nach der Predigt von Pfarrer N.N. wird Frau Dr. Pfau eine Ansprache halten.“ Ich bin blockiert, wenn ich mich nicht positiv in eine Situation hineingeben kann, und es gefiel mir nicht, daß das Spiel von Einerseits-Anderseits gespielt werden sollte. Wir sollten wenigstens in der kleinen Wahrheit bleiben, wenn wir die große noch nicht sehen. Ich habe dem Pfarrer meinen Standpunkt offen klargelegt, und er hat mir zugestimmt. Wenn der Streit um die Laienpredigt ein Konflikt ist, warum sollte er nicht als Konflikt gelebt werden. Wenn Konflikte in Reife ausgetragen werden, führen sie uns einen Schritt zur Wahrheit. Denn sie sind auch ein Ort des gegenseitigen Lernens und jedenfalls besser als gegenseitige Verketterung oder eine scheinheilige Brüderlichkeitsideologie.

Es gibt in der Kirche auch die unermüdlichen und die kritischen Frauen und die mit Humor. Und die werden sich auch durchsetzen. Gerade in einer Religion, die so sehr geschichtlich ist, müßte das Gespür dasein, daß Probleme (und Problemlösungen) auch geschichtlich wachsen. Wir sollten als Christen die Dinge nicht so „muslimisch“ sehen. Die große Unterscheidung zwischen dem Islam und dem Christentum ist doch, daß es im Islam keine Inkarnation gibt und daß sich diese Religion deswegen so schwertut mit dem Durchdenken und der Anwendung des geschichtlichen Prinzips. Im Christentum hat sich Gott durch die Inkarnation geschichtlich dazu entschieden, sich in der Wirklichkeit des Menschlichen zu entwickeln. Diese Tatsache kann uns doch auch heute,

unter unseren geschichtlichen und gesellschaftlichen Umständen, nicht die Beharrung auf einer bestimmten Phase vorschreiben, sondern die Entwicklung geradezu als Aufgabe stellen. Und in einer Gesellschaft wie der europäischen, wo die gesellschaftlichen Vorgaben auch für die Kirche andere sind als etwa in Pakistan, sollte die Kirche nicht der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wo sie den Frauen Gutes gebracht hat, hinterherhinken.

In Pakistan ist die Kirche in die patriarchalen Strukturen der Gesellschaft integriert. Dort ist Patriarchalismus auch kein Kampfbegriff, sondern ein Begriff, der die Stammesrealität beschreibt, ist Beheimatung, eine Sozialstruktur, in der auch Konfliktlösungen nach ganz anderen Mustern (nach der Entscheidung der Älteren und Erfahrenen) erfolgen. Hier hätte die Kirche gerade Akzeptanzprobleme, wenn sie sich aus diesem gesellschaftlich-kulturellen Hintergrund lösen wollte. Frauen äußern sich dort aber selbstverständlich und öffentlich zu Fragen ihrer Lebenswirklichkeit und ihrer Erfahrung, freilich nicht darüber hinaus. Und man soll auch keine Problem künstlich „machen“, die geschichtlich nicht anstehen. Man kann ein vierjähriges Kind darüber aufklären, woher die Kinder kommen. Es wird mit sieben Jahren immer noch fragen: „Papi, wo kommen denn die kleinen Kinder her?“

Für jeden Menschen, für jedes Thema, für jede Frage gibt es eine bestimmte Zeit, einen bestimmten geschichtlichen Ort. Auch die Erfahrung der Ungleichzeitigkeit gehört zum geschichtlichen Ringen um die Wahrheit. Ich bin oft, gerade von jungen Menschen, auf Fragen der kirchlichen Morallehre angesprochen und Verlautbarungen des Papstes gefragt worden. Und ich habe immer gesagt: „Wenn ich mit irgend jemandem in der Welt Mitleid habe, dann mit dem Papst. Es ist unmenschlich und unbarmherzig, zu verlangen, daß jemand in der heutigen Weltsituation etwas sagen soll, was für Westeuropäer und für die Menschen in Goa, Indien oder Pakistan in gleicher Weise verbindlich sein soll. Wie sollte ich als Abendländerin dem Papst Orientierungen übelnehmen, die in dem Kontext, in dem ich arbeite, so wichtig sind.“ Aber

Rom-Treue ist keine Koran-Treue. Wer so ungeschichtlich denkt, hat das Christentum nicht verstanden. Mich erstaunt freilich die Erwartenshaltung, gerade im Blick auf die päpstlichen Äußerungen zu Fragen des Lebens, der Sexualität. Das Lehramt hat doch Leitplanken zur Orientierung aufzustellen. Und eine der großen Gefahren der Zukunft ist sicher die Manipulation. Mir leuchtet sehr ein, daß es wichtig ist, Dinge auf ihre natürliche Intention hin zu befragen. Das entspricht auch dem, was ich als Notwendigkeit einer menschengerechten Entwicklung beschrieben habe. Und es leuchtet mir ebenso ein, daß es unbedingte Grenzsetzungen im Bereich der ethischen Verantwortung gibt: Wenn ein Mensch keine Situationen mehr kennt, in denen er sagt: „Das kann ich nicht“, und auf die Frage nach seinen Gründen antwortet: „Das kann ich nicht, weil ich nicht kann“ – dann stimmt etwas nicht mehr. Für mich ist eine solche Situation der unbedingten Entschlossenheit gegeben, wenn es sich um menschliches Leben handelt. Bei der Abtreibung gibt es für mich überhaupt keinen Zweifel: Das kann ich nicht – weil ich nicht kann. Und wenn der Papst im Bereich der modernen Medizintechnologien, die die Bewertung des Lebens selber angehen, Zeichen setzt und sagt: Das geht nicht – weil es nicht geht, dann bin ich darüber sehr froh. Hierzulande im kirchlichen Bereich so heiß diskutierte Fragen der künstlichen Empfängnisregelung durch die sogenannte Pille gehören eher zu den notwendigerweise im Konflikt auszutragenden Problemen. Sicher ist es notwendig, gerade bei einer abweichenden Meinung im Gewissen ernsthaft zu durchdenken, was der Papst sagt. Aber wenn eine Herztransplantation nicht unnatürlich ist, wenn bei Migräne Pillen eingesetzt werden, warum sollte dann nicht auch eine Ovulation durch Pillen unterdrückt werden? Und auch wenn ich in diesem konkreten Fall nicht mit der Meinung des Papstes übereinstimme, ist es mir doch lieber, daß er in diese Richtung orientiert, als daß er dem „Alles ist erlaubt“ oder dem „Im Grunde ist doch alles unverbindlich“ das Wort redet. Er wird sicher nie ex cathedra als kirchliche Glaubens- und Sittenlehre verkünden, daß es eine Todsünde sei, die Pille zu

verwenden. Wenn er aber in aller Autorität sagte, daß menschliches Leben heilig ist, dann würde ich das sehr begrüßen.

Entschiedener leben

Ich wünsche mir von den Christen und von der Kirche, daß sie entschiedener leben, daß ihnen die menschlichen Herausforderungen zu einer positiven Macht werden und daß die Konflikte gewichtet werden im Blick auf ihre Transparenz für die Liebe. Denn wenn man sich hingibt, ohne Angst, und noch dazu einer Liebe hingibt, die ohne Grenzen ist, dann geschehen Dinge, die man in den kühnsten und wildesten Träumen nicht zu hoffen gewagt hat. Das Wort Liebe ist kriminell abgewertet worden. Trotzdem können wir es nicht entbehren, weil wir ohne Liebe nicht leben können. Wir sollten es wieder ganz neu und ganz unbefangen in seinem tiefsten Sinn benutzen: als Wort für den Zentralwert unseres Lebens. Ein südamerikanischer Schriftsteller wurde einmal gefragt, was der Sinn des Lebens sei. Er hat geantwortet: „Der Sinn des Lebens ist das Leben.“ Das würde ich genauso sagen. Die Freude meines Lebens ist, daß es ein Leben war, rundum, trotz aller Umwege und Frustrationen, trotz aller Gefährdungen – und daß ich gerade darin das Geschenk der Liebe erfahren habe, einer Liebe, die mein Herz weit überschreitet und die in allen Manifestationen, in allen Situationen immer nur die eine ist.

Afghanistan – Schnee von gestern?

Amina

Frühjahr 1990. Vor drei Wochen sind wir wieder von Pakistan aufgebrochen. Wieder stunden-, tagelange Fahrt durch die Felsenwüste und Steppen von Belutschistan, später von Afghanistan.

„O“, sagt Houssain einmal, „ich habe es Ihnen noch gar nicht erzählt: Amina ist im Januar gestorben.“

„Amina?“ sage ich fassungslos, „wie das?“

„Ihr Mann und ihr Sohn haben sie ermordet“, sagt Houssain. „Erdrosselt.“

„Und keiner hat gefragt? Keiner hat protestiert?“

„Wer schon? Sie ist eine Aussätzige ...“

Schweigen im Jeep.

„Ich bin seither nicht wieder im Dorf gewesen“, sagt Houssain. „Sie wissen, ihr Sohn ist selber ein Frühfall, er will es nur nicht wahrhaben. Wenn ich mich jetzt zeige, schießen die auch auf mich ...“

Amina – –.

Die Fahrt dauert drei Tage. Drei Tage und drei Nächte auf den Jeep-Pisten von Afghanistan.

Drei Tage und drei Nächte weicht das Bild Aminas nicht von mir ...

Was haben wir diesem Land angetan?

Als wir aufbrachen von Pakistan, war es in der Ebene schon Frühling. Es war mir noch nie aufgefallen, auf keiner der häufigen Fahrten, wieviele Dörfer sich doch in die Flanken der

Hügel und Berge schmiegt. Die erdfarbenen Lehmhäuser sind auf die Entfernung nicht zu erkennen, aber diesmal zeigte das Weiß und Rosa der blühenden Obstbäume fanfarenhaft jede menschliche Behausung an. Die Märzluft war voller Frühling und Hoffnung und erregender Verheißung.

Bis wir in eines der Dörfer einfuhren. Die Höfe waren zerschossen und verlassen, die Felder brach. Nur die Obstbäume blühten – blühten ein selbstvergessenes weißes und rosa Dennoch, zärtliche Fülle in aller Vergeblichkeit.

Später. Nach drei Tagen und Nächten, schon im Hazarajat. Unberührt glitzernde Schneefelder, der Jeep quält sich im Allradantrieb über den letzten Paß. In den Tälern ist der Schnee geschmolzen, das Land ist braun in braun, grau in grau. Die Bäume entlaubt, die Felder kahl. Aber aus den Kaminen der Lehmhäuser steigt Rauch, Kinder spielen an gurgelnden Schmelzwasserbächen, die Aprikosenbäume haben rötliche Knospen, und die Weiden an den Bächen einen Schimmer von Grün. Wir biegen in das Haupttal ein. Die Landschaft wird vertraut.

Plötzlich Maschinengewehrfeuer. Wir bringen den Wagen zum Stehen. Der Fahrer steigt aus. Dann Houssain. Zwei Mudschahedins kommen auf den Wagen zu, 15-, 16jährige Jungen.

„Warum habt ihr geschossen?“ fragt Javid.

„Ihr habt ja nicht angehalten“, sagt der Fünfzehnjährige. „Wir haben euren Jeep erkannt – schließlich kommt ja nicht alle Tage ein Wagen von Pakistan. Könnt ihr uns nicht erst die Neuigkeiten erzählen, ehe ihr weiterfahrt?“

Das Gespräch versinkt im unbekannten Wellenschlag des Dari. Nach zwanzig Minuten klettern Javid und Houssain wieder in den Jeep. Javid läßt den Motor an. Die Jungen, das Maschinengewehr über der Schulter, winken Lebewohl.

Was haben wir Afghanistan angetan? Das letzte, letzte, was wir dieser Stammeskultur hätten bringen dürfen, war die Glorifizierung von Gewalt. Töten – wer hat es ihnen ermöglicht? Wer hat diesen Bergbauernbuben die Kalaschnikow in die Hände gespielt? Wer hat die Kugel zum alltäglichen

Geschehnis gemacht, auf deren Hintergrund es akzeptiert ist, daß ein Mann seine Frau, ein Sohn seine Mutter mordet?

Amina ...

Ich weiß es anders

Vor zwei Jahren, in Deutschland. Die Russen waren gerade abgezogen, und wir sprachen über die Weltlage, und ich brachte Afghanistan ins Gespräch. Daß mir das Herz blute, wenn ich an die Spätfolgen dieses Krieges dachte. „Afghanistan“, sagte einer von der Runde (einer, der es seinem Beruf nach hätte besser wissen müssen), „Afghanistan – Schnee von gestern.“

Mir stockte der Atem.

„Schnee von gestern?“ sagte ich, blaß vor Erregung. „Was wißt ihr an euren Planungstischen von Afghanistan?“

Schnee von gestern – ich weiß es anders.

Herzeleid von heute ...

Betretene Stille, ich verließ den Raum. Ich hätte meine Tränen nicht zurückhalten können ...

Afghanistan – nur wer sich die Spätfolgen dieses unnötigsten aller Kriege vor Augen hält, nur der wird wissen, was wir an diesem Lande gesündigt haben. Ich habe es wieder gesehen, mit eigenen Augen, in diesem Frühjahr 1990: Kinder, die keine Gelegenheit hatten, zur Schule zu gehen; die mit dem Maschinengewehr über der Schulter aufgewachsen sind; Mütter, die um ihre im Krieg gebliebenen Kinder weinen; zerstörte Felder, zusammengebrochene Infrastrukturen, Hunger in den Bergen, mangelnder Gesundheitsdienst – und eine Kultur der Gewalt, die wir gestärkt haben.

Dringender als alles andere

Was Afghanistan braucht als Wiedergutmachung, um den Weg in die Zukunft zu finden?

Sicher: Entwicklungshilfe. Doch ist mir ein wenig bange, wenn ich an diese unsere geplante Entwicklungshilfe denke – wie sie schon jetzt gewachsene Strukturen gefährdet, fremde Werte bringt, mit denen die Menschen nicht umzugehen wissen –.

Trotzdem: Straßen müssen angelegt werden und Bewässerungsanlagen repariert, Schulen und Gesundheitsdienste wiederaufgebaut –.

Aber was Afghanistan dringender braucht, dringender als alles andere, sind Menschen, die den Frieden wagen, die wehrlos, verlacht, ausgenutzt, trotzdem den Frieden wagen. Menschen, die Geduld haben und den langen Atem, wie die Aprikosenknospen; Menschen, die die Hoffnung haben und vertrauen, daß der Frühling möglich ist, ja daß er mit Sicherheit kommt. Menschen ...

Wie lange noch!

In unserer Außenstation in Jaghoray.

Die beiden Lehmhäuser, im letzten September noch im Bau, sind fertiggestellt. Sie haben eine Wasserader gefunden und einen Brunnen gebaut, und Houssain hat Obstbäume gepflanzt – „dreißig!“, sagt er, „und sie sind alle angewachsen, Sie werden den kahlen Abhang im nächsten Jahr nicht wiedererkennen, Sie müssen zurückkommen, zur Baumblütenzeit!“

Am Abend sitzen wir um das Kanonenöfchen, die Stube ist rauchig und warm.

„Daß ich Lepra-Assistent geworden bin“, sagt Zahir, „das hat mit meinem Kindheitserlebnis zu tun. Wir hatten einen Nachbarjungen, der hatte Lepra, und eines Tages ist er verschwunden, wir haben nie erfahren, wo er hin ist. Die Dörfler hatten ihm erzählt, daß seine Eltern planten, ihn im Fluß zu ertränken, und die Nacht darauf, da ist er verschwunden –. Ich habe das nie vergessen können ...“

„Ihr in Deutschland“, sagt Houssain später, „ihr seid so erfolgreich gewesen, weil ihr keine einzige Kugel verschossen

habt. Die Erfahrung habe ich wieder und wieder gemacht: mit der Kugel schafft man nur Probleme. Und wenn man den Mut hat, ohne Kalaschnikow zu leben, auch wenn jeder andere sie trägt, und auch, wenn sie lachen – dann wird das Leben plötzlich viel klarer –.“

Übermorgen ist Ostern.

Seit heute morgen schneit es wieder: weiche, sanfte, große Flocken, sie sinken langsam und lautlos und hüllen die herbe Berglandschaft in ihr fließendes und sanftes Weiß.

Frühlingsschnee, sagen die Lepra-Assistenten.

Knöcheltiefer weicher Frühlingsschnee, der jede auch noch so vage Hoffnung, nach Pakistan zurückzukehren, unmöglich erscheinen läßt. Ich hatte versprochen, den Wagen um Ostern nach Quetta zurückzuschicken, damit das restliche Team zum Einsatzort aufbrechen kann.

Am Nachmittag bricht die Sonne durch die Wolken, für eine kurze Weile. Sie wärmt schon ein wenig – wir stehen im Windschutz, gegen die Lehmwand unserer Außenstation gelehnt. Von fern her eine Hirtenflöte. Die Katze dehnt sich in der Sonne. Die Knospen am Aprikosenbaum sind rötlich und prall, man meint, der nächste Sonnenstrahl würde die Blüten hervorlocken. Das Schmelzwasser tropft vom Dach. Wie lange noch das winterliche Schweigen?

Die Mauern von Jericho

Statt eines Nachworts

Je näher ich wieder am Geschehen bin, je tiefer in die Verhältnisse in Afghanistan eingetaucht, um so unmöglicher wird es mir, etwas auszusagen.

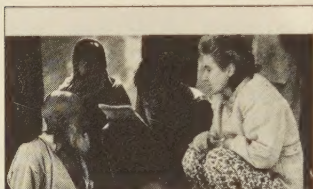
Deshalb dieses Kreisen um Ja – Nein, Nein – Ja, um Hoffnung und skeptische Distanz, die immer wieder neu versuchte Tapferkeit zum Ja.

Vielleicht sollte ich noch kurz erklären, warum das ganze Buch so „unpolitisch“ ist: kaum etwas über die Exilregierung in Peshawar, über Pakistans Rolle im Afghanistankonflikt, die neue schiitische Regierung im Hazarajat, die mit der Exilregierung noch nicht übereingekommen ist, das Stammes- und Parteiengerangel. All das ist tagespolitisch sehr brisant und sehr wichtig. Aber tages- und parteipolitische Themen wechseln so rasch, daß man bestenfalls eine aktuelle Zeitungsreportage, aber kein Buch darüber schreiben kann.

Ich möchte aber nicht mißverstanden werden: das Buch *ist* politisch, Politik freilich von der Seite der Betroffenen aus gesehen. Ich verstehe unsere Arbeit des Dennoch als politischen Einsatz: Wir marschieren immer noch und werden es noch lange tun, siebenmal um die Mauern von Jericho, aber einmal wird der Tag kommen, da werden wir unsere Hörner blasen, und die Mauern werden stürzen.

Wo immer ein Mensch Frieden sät, sät er Hoffnung in aller Vergeblichkeit.

„Das Buch einer Frau, die vor den Mauern der Not nicht Halt machte.“



Ruth Pfau

**Wenn du
deine
große Liebe
triffst**

**Das Geheimnis
meines Lebens**

Herder

Ruth Pfau

Wenn du deine große Liebe triffst

Das Geheimnis meines Lebens

Mit einem Nachwort herausgegeben
von Rudolf Walter

9. Auflage, 160 Seiten, Paperback.

ISBN 3-451-20259-X

„Nicht die äußeren Erfolge der Lepraärztin Ruth Pfau sind das Bemerkenswerte, sondern die innere Haltung dieser ungewöhnlichen Frau. ... Ein begeisterndes Buch“ (Buchpublik).

„Ruth Pfau versteht es, sich dem Leser so mitzuteilen, daß ihre Sprache und ihre Motivation auch von jungen Menschen verstanden wird. Ein Buch, das man allen Lesern empfehlen kann“ (Das Neue Buch).

Eine faszinierende Beschreibung und der Bericht eines tiefen Glaubens, ein alles in allem begeisterndes Buch“ (AKF-Literaturdienst).

„Aus Liebe wuchsen Fantasie, Mut, Tapferkeit und Verantwortung. Das Buch einer Frau, die vor den Mauern der Not nicht Halt machte“ (Anstoß).

Verlag Herder Freiburg · Basel · Wien



Ruth Pfau, geb. 1929, seit 1960 als Leproärztin in Pakistan, Regierungsberaterin für das Lepra- und Tb-Kontrollprogramm. Nach Beginn des Krieges in Afghanistan hat sie zunächst in den Flüchtlingslagern Lepraarbeit geleistet und dann systematisch einen Gesundheitsdienst im afghanischen Untergrund aufgebaut. Ihr Buch „Wenn du deine große Liebe triffst. Das Geheimnis meines Lebens“ erschien bereits in 9. Auflage.

Auf abenteuerlichen Wegen gelangte Ruth Pfau in das Reich der Mudschahedin. Was die deutsche Ordensfrau und weltbekannte Leproärztin im kriegszerrütteten Afghanistan erlebte, ist atemberaubend. Erstmals beschreibt sie hier, wie sie in dem zerrissenen und zerstrittenen Land illegal einen Gesundheitsdienst aufbaute. Sie schildert unaussprechliches Leid, erzählt aber auch von überwältigenden Erfahrungen der Liebe und Solidarität. Ihr Kampf gegen Krankheit und die Geisel des Krieges ist ein eindringliches Zeugnis für die Kraft und Kreativität der Menschlichkeit. Ihr Buch ist ein leidenschaftlicher Appell gegen die Armut des Wohlstands und die Utopie einer leidfreien Gesellschaft, die Ruth Pfau bei einem Besuch in Deutschland kennenlernte.

Ein Augenzeugenbericht, der unter die Haut geht. Eine Botschaft, die bewegt: Wir können die Welt verändern – und wir müssen es tun.